

## Dritter Theil.

### Zur Erinnerung

an den katholischen Erzbischof von Damascus Gregor Jakob Heliani, der 1846 in Crefeld den Kindern die erste heilige Communion gespendet. (Zugleich ein Einblick in die Lage der Katholiken bei den Türken.)

Das 2. Heft der katholischen Missionen von 1877 bringt eine ganz kurze Notiz über den am 10. Juli v. J. verstorbenen Erzbischof Heliani; da derselbe wohl noch im Gedächtnisse mancher Leser schwebt vom Jahre 1846 her, wo er eine große Collectenreise durch die Rheinprovinz, Belgien und Frankreich machte, bei welcher Gelegenheit er in Crefeld den Erstcommunicanten den Leib des Herrn reichte, so dürfte eine eingehendere Schilderung seines Lebens, wie sie dem Schreiber dieser Zeilen, von Heliani selbst verfaßt, in französischer Sprache zu Gebote steht, nicht unwillkommen sein. Mir bietet diese Arbeit eine schöne Erinnerung an die hehre Gestalt des berühmten Dulders für den heiligen Glauben mit dem auf die Brust niederwallenden Barte. Mit Tausenden von Gläubigen befand ich mich 1846 eine Stunde von Heinsberg auf der Landstraße auf den Knien, um den bischöflichen Segen von ihm zu erhalten. In Heinsberg sah ich, wie zwölf Priester ihn abholten, ihn in die schöne Gangolphuskirche ein- und zurückführten. Doch jetzt soll uns der Erzbischof selbst seine Erlebnisse erzählen. In Damascus, wo meine Eltern als Jakobiten (der Lehre des Eutyches \*) anhangend) reich und angesehen lebten, wurde ich 1802 geboren. Im Alter von 15 Jahren, da ich meine Studien in einem häretischen Colleg in meiner Geburtsstadt beendet hatte, fühlte ich in mir Neigung zum Ordensstande; meine Eltern aber wollten dazu ihre Einwilligung nicht geben. Nun nahm mich der häretische Erzbischof von Damascus,

\*) Eutyches lehrte, daß in Christus nur eine, und zwar die göttliche Natur vorhanden sei; diese Behauptung wurde 451 auf dem allgemeinen Concil von Chalcedon verworfen und erklärt, daß in Christus zwei Naturen, die göttliche und die menschliche, ohne Theilung und Trennung, ohne Vermischung und ohne Verwandlung vorhanden seien.

der mich an seine Person fesseln wollte, zu sich in seinen Palast. Als mein Bischof nach Mardin reisen mußte und meine Eltern mir nicht gestatteten, ihn zu begleiten, ließ er mich in Damascus zurück. Hier hatte ich nun während dessen Abwesenheit Gelegenheit, die Bekanntschaft eines syrischen katholischen Priesters zu machen, der in dem Kolleg der Propaganda studirt hatte und ein sehr kenntnißreicher Mann war. Auch in den häufigen Gesprächen, die wir zusammen über die Religion hielten, kostete es ihm keine Mühe, mir klar zu zeigen, daß die Jakobiten offenbar im Irrthum wären und daß es eine wirkliche Ketzeri wäre, in der Person Jesu Christi nur eine einzige Natur gelten zu lassen. Ich wurde schwankend in meiner Ueberzeugung und konnte auf seine gründlichen und schlagenden Beweise nichts antworten. Man behauptete aber, daß in der griechisch-schismatischen Religion und in derjenigen der Jakobiten, welche die meinige war, noch Wunder gewirkt würden. So sollte nach der Behauptung der Griechen zu Jerusalem auf dem Grabe Jesu Christi eine wunderbare Lampe sich befinden, deren Flamme die, welche am Samstag vor Ostern mit den Händen dieselbe berührten, nicht brenne, was ebenso bei allen Wachskerzen, die an der Lampe angezündet worden, der Fall sei. Zudem versicherten die Jakobiten, daß das von dem Patriarchen geweihte heilige Del von selbst wunderbar aufwalle und sich ebenso vermehre, in dem Maße wie man daraus schöpfe. Auf diese Wunder setzte ich großes Vertrauen und antwortete also dem katholischen Priester: „Was Sie mir da sagen, mein Herr, scheint mir zwar wahr, aber in unserer Kirche werden Wunder gewirkt“, worauf er mich zu überzeugen suchte, daß diese Wunder Täuschung seien. So begab ich mich denn im Jahre 1820 nach Jerusalem, um die wunderbare Lampe mit eigenen Augen zu sehen. Als ich mich ihr genähert und die Hand daran gebracht hatte, überzeugte ich mich thatsächlich, daß das Feuer dieser Lampe ebenso brannte, wie jedes andere und erkannte somit auch, daß die behaupteten Wunder der Griechen eitel Trug seien. Nach Damascus zurückgekehrt vernahm ich, daß mein Erzbischof zum Patriarchen von Antiochia ernannt worden war. Ich beschloß sogleich wegzureisen um den neuen Patriarchen zu treffen, der sich in Mardin befand und diese Gelegenheit zu benutzen, bei der Consecration des heiligen Deles zugegen zu sein. Meine Eltern gaben mir keine Erlaubniß zu dieser Reise, nichtsdestoweniger reiste ich ab; nach einer äußerst mühsamen 25tägigen Reise kam ich in Mardin an, wo ich vom Patriarchen mit den größten Zeichen der Freundschaft aufgenommen wurde. Unglücklicherweise indes

waren die Feierlichkeiten mit dem heiligen Oele schon beendet. Weil ich aber um jeden Preis Zeuge dieser Ceremonien, die nur alle drei Jahre wiederholt werden, sein wollte, blieb ich in Mardin beim Patriarchen, der mir in dieser Zwischenzeit die Priesterweihe ertheilte, mich kurze Zeit nachher zu seinem Generalvicar ernannte und mich alsdann in der Eigenschaft eines Generalvisitators nach Persien schickte. Diese Sendung nahm ein halbes Jahr in Anspruch. Ich verfiel in eine schwere Krankheit, die ich mir vielleicht durch übermäßige Kälte, welche ich ertragen mußte, zugezogen hatte, da ich sehr oft unter freiem Himmel auf einem Teppich, während nur mein Mantel mir als Decke diente, schlafen mußte. Mein Leben war in Gefahr. Durch Gottes Fügung wurde ich gerettet, damit ich ganz bestimmt mich von dem Nichtvorhandensein des Wunders mit dem heiligen Oele überzeugen und zur Kenntniß der wahren Religion gelangen könnte. Kurze Zeit nachher setzte mich mein Patriarch durch einen Brief von seiner baldigen Rückkehr nach Damascus in Kenntniß und gebot mir gleichfalls zurück zu kommen. Nachdem ich so beinahe drei Jahre zu dem Zwecke in Mardin zugebracht hatte, um mich mit meinen eigenen Augen von der Richtigkeit oder Nichtigkeit des vorgegebenen Wunders zu überzeugen, hatte ich den Kummer, diese Stadt verlassen zu müssen, ohne meine gerechte Neugierde befriedigt zu haben; aber — der gütige Gott hatte es so gewollt und ich unterwarf mich seiner Anordnung. Nach Damascus zurückgekehrt, bot mir mein Patriarch den erzbischöflichen Stuhl dieser Stadt, der immer noch nicht besetzt war, an; dadurch wurde ich aber erst recht verlegen, denn bevor ich weiter in der kirchlichen Rangordnung aufsteigen wollte, sollte jeglicher Zweifel bezüglich des Wunders mit dem heiligen Oele gehoben sein und ich hatte noch immer die lebhafteste Sehnsucht, nach Mardin zurückzukehren und der Weihe desselben beizuwohnen. Da nun aber der Patriarch versprach, daß er aus besonderer Rücksicht gegen mich die Feier in Damascus vornehmen wolle, erklärte ich mich zufrieden und wurde am 24. Dezember 1823 von dem Patriarchen zum Erzbischof von Damascus geweiht. Bald darauf hatte ich nun Gelegenheit der genannten Feier beizuwohnen, wobei ich mich leicht überzeugte, daß das behauptete Wunder nur Lug und Trug sei. In dessen regierte ich noch  $3\frac{1}{2}$  Jahr meine häretische Heerde, während welcher Zeit ich mich auf meine Bekehrung vorbereitete und mich über den katholischen Glauben belehrte durch Bücher, welche mir die Propaganda von Rom schickte. Durch diese Studien und die Erleuchtung des heiligen Geistes erlangte ich die sicherste Ueberzeugung, daß die katho-

liche Kirche allein die wahre Braut Jesu Christi wäre. So verließ ich im Jahre 1827 Alles und begab mich in ein Kloster auf dem Berge Libanon, um dort, nach abgehaltenen geistlichen Uebungen, meine Irrthümer abzuschwören. Einen Monat nach meinem Rücktritte schrieb ich an die Congregation der Propaganda, um sie von meiner Rückkehr zum katholischen Glauben in Kenntniß zu setzen und sie zu bitten, meine Befehrung dem heiligen Vater berichten zu wollen. Bald darauf schickte mir Papst Leo XII. die Urkunden, wodurch ich zum Erzbischof von Damascus für die katholischen Syrier, unter dem (syrischen) katholischen Patriarchen von Antiochia ernannt wurde. In einem päpstlichen Glückwunschschreiben, welches diese Sendung begleitete, schärfte mir seine Heiligkeit lebhaft ein, alle meine Krastanstrengungen dahin zu richten, meine früheren Diözesanen zu befehren. Von dem Kloster, wo ich meinen Uebertritt ausgeführt hatte, begab ich mich in eine kleine Stadt meiner Diözese, mit Namen Bachaiä, die auf dem Berge Libanon gelegen ist. Dort predigte ich die beiden Naturen in Jesus Christus und Gott belohnte meine schwache Arbeit, denn in dem Zeitraume von vier Jahren hatte ich das Glück, alle Jakobiten dieses Fleckens in den Schooß der Kirche zurückzuführen. Während dieser Zeit war es mir nicht möglich, mich nach Damascus zu begeben, weil meine früheren Glaubensgenossen zu erregt gegen mich waren und das Gesetz auch jedem katholischen Bischöfe den Eintritt in diese Stadt untersagte. Da aber durch die Gnade Gottes dem Lande die Freiheit wiedergegeben war, wurde es mir endlich nach vier Jahre langem Warten vergönnt, in meine erzbischöfliche Stadt einzutreten. Nun nahm ich gleich Besitz von meiner Kathedrale und meinem erzbischöflichen Palaste, was mir um so leichter war, als der von dem häretischen Patriarchen an meine Stelle gesetzte Bischof bei der Nachricht meiner Ankunft die Stadt verlassen hatte. Ich habe also das Glück, der erste in Damascus residirende katholische Erzbischof seit dem siebenten Jahrhunderte zu sein. Nach meiner Ankunft in Damascus war meine erste Sorge, an der Befehrung der Jakobiten dieser Stadt zu arbeiten und hatte ich kurz darauf den Trost, sie Alle, mit Ausnahme eines einzigen Greises, zum katholischen Glauben zurückzuführen zu sehen.

Gleicherweise hatte ich das Glück einen meiner Suffraganbischöfe, der jetzt als mein katholischer Suffraganbischof in der kleinen Stadt Nebe residirt, zur wahren Religion zurückzuführen. Alle seine Diözesanen sind Neubefehrte. Auch in den um Damascus herumliegenden kleinen Dörfern, in denen ich herumzog, waren die Befehrungen sehr

zahlreich, Syrien zählt gegenwärtig zum Mindesten 1500 bekehrte Familien und hat fünf katholische Kirchen, zwei Bischöfe und vier Priester. Man sieht leicht ein, daß ich große Hindernisse überwinden und große Beschwerden auf mich nehmen mußte, um die genannten Resultate zu erzielen. Ein Beispiel wird genügen, um sich eine kleine Vorstellung hiervon zu machen. Eines Tages kam ich in ein Beduinendorf, das den Namen Neziatime führt, woselbst kein einziger Katholik, aber viele Ketzer lebten. Ich übernachtete in dem Hause eines Muselmannes, der sich sehr rücksichtsvoll gegen mich zeigte. Da aber in diesem Dorfe weder eine Kirche noch eine katholische Kapelle war, suchte ich nach einem geeigneten Hause, wo ich das heilige Messopfer feiern könnte. Zu diesem Behufe das Dorf durchschreitend, sah ich mich plötzlich von jakobitischen Beduinen umgeben, die, nachdem sie mich erkannt hatten, mich sofort beschimpften, mißhandelten und mir in's Angesicht spieen. Ganz ruhig erwiderte ich: „Gott verzeihe Euch meine Freunde“ und ging weiter um das Haus des Ortsvorstehers aufzusuchen. Nachdem ich es gefunden, wurde mir auch sofort ein Saal angewiesen, um darin die heilige Messe zu feiern. Von der schlechten Behandlung, die mir soeben widerfahren, sagte ich dem Vorsteher kein Wort. Ich richtete meinen Altar so gut als möglich ein und schickte mich an, die heilige Messe zu beginnen. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich alle diejenigen zusammentreten sah, die mich kurz vorher grob beleidigt hatten. Ich gestehe es, mein Herz schlug bei dem Gedanken, daß diese Leute gekommen wären, um mich zu ermorden. Ich bemühte mich deshalb die heilige Messe so zu feiern, als sei es zum letzten Male und ich nahm die Communion als Wegzehrung, da ich meinen Tod für sicher hielt. Nach beendigtem Opfer hielt ich meine Danksgang; während derselben sah ich mich von Zeit zu Zeit nach ihnen um. Weil sich die Menschen nicht von der Stelle rührten, verlängerte ich absichtlich mein Gebet. Als ich aber nach langem Warten gewahrte, daß kein Mensch den Saal verließ, ging ich in muthiger Haltung, wenn auch mit ängstlichem Herzen, zu ihnen und wußte ich mich vor Staunen kaum zu fassen, als meine vermeintlichen Henker vor mir auf die Kniee fielen und mein Kleid küßten. Da ergriff ich das Wort und sagte ihnen: „Seid ihr es nicht, meine Freunde, die mich bei meinem Eintritte in das Dorf beschimpft und mißhandelt haben?“ Sie antworteten: „Jawohl! wir haben Sie mißhandelt, aber weil Sie die Mißhandlung, die wir Ihnen zugefügt und die Beschimpfungen, die wir so freigebig an Ihnen verschwendet, mit solcher Geduld ertragen,

weil Sie uns verziehen und von unserem unwürdigen Betragen dem Ortsvorsteher nichts gesagt haben, sind wir jetzt Alle gänzlich umgewandelt. Wir haben gesehen, daß nur Ihre Religion allein im Stande ist, in solcher Weise die Beleidigung ertragen zu lassen. Wir bitten deshalb um Verzeihung wegen unseres Benehmens gegen Sie, das dem der Juden gegen Christus gleicht und wir sehnen uns nach dem katholischen Glauben.“ Ganz gerührt warf ich mich auf die Kniee, um dem Herrn für die Erhaltung des Lebens zu danken und zu gleicher Zeit die Wunder seiner Vorsehung anzubeten. Nach kurzem Gebete sagte ich zu ihnen: „Meine Brüder! ihr wollet katholisch werden?“ aber kennet ihr auch die Religion, die ihr annehmen wollet?“ „Wir haben gesehen“, antworteten sie, „daß Ihre Religion die beste ist und wir wollen ihr angehören“. Als ich nun erkannte, daß diese Antwort von Herzen kam, sagte ich zu ihnen: „Kommet, meine Freunde, euch vor Gott niederzuwerfen und ihn um Verzeihung anzuflehen und darnach werde ich euch meinen Segen geben“. Sie baten mich nun ihrerseits; daß ich so lange warten möchte, bis sie ihre Familie herbeigeführt hätten. Mit Freuden gestand ich ihnen das zu. Als diese bald gekommen waren, hielt ich ihnen eine kurze Predigt über die Schönheit der katholischen Kirche, deren Kinder sie jetzt werden wollten. Während dieser kurzen Anrede vergossen einige von ihnen reichliche Thränen und am Schlusse erklärten sie, daß ihre Sünden auf ihre Priester, die sie über eine so schöne Religion nicht belehrt hätten, zurückfallen müßten. In dieser Versammlung hatte ich 35 Personen vor mir; als ich noch 14 Tage dort verweilte, hatte ich im Ganzen 250 Neubekehrte. Nachdem ich diesen die Sacramente der Buße und des Altars gespendet, reiste ich ab, schickte ihnen aber einen Seelsorger, der ihnen beständig in einer von den häretischen Kirchen, die jetzt den Katholiken zugewendet worden, den Gottesdienst halten sollte. Glück- lich und getröstet über diese neuen Befehrungen kehrte ich in meine bischöfliche Stadt zurück. Als ich aber kaum in Damascus angekommen war, hatte der häretische Patriarch schon von den Verlusten seiner Heerde gehört, und nun schickte er einen seiner Bischöfe mit einem Ferman des Sultans, mich beim türkischen Pascha zu verklagen. Dieser Bischof beschränkte sich nicht darauf, meine Aufführung bei meinen Diözesanen anzuschwärzen und mich beim Pascha wegen des Verlustes von fünf Kirchen zu verklagen, sondern arbeitete noch aus allen Kräften, meine Neubekehrten abtrünnig zu machen, ja, er hatte sogar die Verwegenheit, sich dem Ibrahim Pascha, der in dieser Zeit Herr von fast

ganz Syrien war, vorzustellen und tausend Lügen über meine Auf-  
 führung zu erzählen. „Der Bischof Heliani“, sagte er unter Anderem,  
 „wendet Gewalt an, die Häretiker zu bekehren“. Aus diesem Grunde  
 schrieb Ibrahim an den Pascha von Damascus diese Worte: „Wenn  
 der Bischof Heliani wirklich versucht, unter Anwendung von Gewalt  
 Bekehrungen zu machen, so soll man ihn an seiner Kirche aufhängen“.  
 Nach Empfang dieses Briefes berief mich der Sheriff Pascha zu sich,  
 um mich zu fragen, ob das über mich Berichtete wahr sei. Ich ant-  
 wortete ihm, daß ich bei Niemandem Gewalt anwende, ihn zu bekehren,  
 daß es aber meine Pflicht wäre, diejenigen, welche sich bekehren wollten,  
 in meiner Religion zu unterrichten. Unterdeß erschöpfte sich der ketzerische  
 Bischof seinerseits noch in Krastanstrengungen, einige meiner Neophiten  
 abtrünnig zu machen und sie zu der Aussage zu verleiten, daß sie  
 unter Gewaltanwendung bekehrt worden seien, glücklicherweise aber —  
 vergeblich; denn keiner meiner Gläubigen wollte ihn anhören. In der  
 Zwischenzeit erhielt ich aus Sadet von zweihundert der ersten Ein-  
 wohner dieses Fleckens einen Brief, worin mir mitgetheilt wurde, daß  
 sie zur katholischen Kirche zurückzutreten wünschten. Diesen Brief  
 beeilte ich mich dem Pascha von Damascus zu zeigen. Dieser las  
 ihn mit vielem Interesse und trat ganz für meine Sache ein; den  
 häretischen Bischof, den er als einen Betrüger und Verleumder erkannte,  
 ließ er in's Gefängniß werfen, worin er zwei Monate verblieb, trotzdem  
 ich sehr inständig für ihn um Gnade gefleht. Nach Entlassung aus  
 dem Gefängnisse kehrte er zu seinem Patriarchen nach Mardin zurück,  
 der, über die Ereignisse in Damascus und Umgegend unterrichtet, vor  
 Aerger krank wurde und bald darauf starb. Der Bischof aber, von  
 dem ich vorher sprach und der mir solche Verdrießlichkeiten bereitet  
 hatte, nennt sich Abd-el Messich.

Unlängst kam dieser nun nach Frankreich, wo er behauptete  
 katholisch zu sein, ging von dort nach England, wo er sich für einen  
 Protestanten ausgab, kehrte darauf nach Diarbekir zurück und war  
 dort noch immer häretischer Jakobit, wie zuvor.

Bald sollten mich neue Schwierigkeiten bestürmen: an Stelle  
 des verstorbenen Patriarchen war Elias getreten, der auch sogleich  
 einen Bischof nach Konstantinopel absandte, der Ansehen und  
 Gewandtheit genug besaß, um sich einen Ferman vom Sultan zu  
 verschaffen, ähnlich demjenigen, welchen der vorhergehende Patriarch  
 erlangt hatte. Der Inhaber dieses Fermans der hohen Pforte kam  
 bald zu meiner gerichtlichen Verfolgung in Damascus an. Seine

Absicht war nebenbei, sich meiner Kirchen zu bemächtigen und mir meine theueren Schafe wegzunehmen. Vom Pascha vor das Gericht geladen, erkannte ich alsbald, daß dieser die Häretiker begünstigte, und den Prozeß absichtlich in die Länge ziehen wollte, deshalb entschloß ich mich, nach Konstantinopel zu gehen. Ich traf dort einen häretischen Bischof und wir erschienen mehrere Male vor dem Staatsrathe. Obschon nach einiger Zeit ein anderer häretischer Bischof seinem Amtsgenossen zu Hülfe kam, begann der Prozeß nichtsdestoweniger für mich eine gute Wendung zu nehmen. Als nach einigen Monaten noch der Patriarch erschien, mit einem seiner Suffraganbischöfe, begaben wir uns Alle zusammen vor das Gericht und ich gewann mit Gottes Hülfe und dem Beistand des französischen Gesandten den Prozeß. Kurz nachher reiste der Patriarch unter der Begleitung seiner drei Unterbischöfe nach Diarbekir, ich aber kam nach Europa. Nun leide ich schon gegen 19 Jahre sowohl von den Häretikern, die mich durch ihre Fermane vom Sultan verfolgt haben, durch ihre Prozesse und durch Plackereien jeder Art, als auch von den Drusen, einem rohen, ungläubigen Volke, die meinen Gläubigen und auch mir selbst alle Habe geraubt, die unsere Kirchen geplündert, mehrere Dörfer zerstört, eine große Zahl Gläubige niedergemetzelt, mit einem Worte Vernichtung und Verheerung in meiner Heerde angerichtet haben“.

Soweit die Worte Heliani's vom Jahre 1846. Seine Collektenreise jenes Jahres wurde mit den glänzendsten Erfolgen gekrönt. Er brachte so viel Geld zusammen, daß er sich eine neue, schöne Kathedrale erbauen konnte; leider wurde diese mit den erhaltenen Almosen errichtete Kathedrale von den Drusen und Muhamedanern im Jahre 1860 wieder zerstört, aber bald erhob sich eine neue an ihrer Stelle, und vor dem Hochaltar derselben hat der Begründer der syrisch-unirten Kirche von Damascus sein Grab gefunden.

---

## Marienheide.

Geschichte seines Gnadenbildes sowie der dort früher gewesenen  
Dominikaner = Genossenschaft.

Der Name Marienheide ist im bergischen Lande so volksthümlich wie kaum ein anderer Ortsname, und worin hat das seinen Grund? weil vom Rhein her wie aus Westphalen dahin die Pilger eilen, um die Fürbitte und Hilfe der Mutter Gottes von dem dortigen Gnaden-

bilde zu erlehen. Ohne dieses Gnadenbild würde der Name Marienheide kaum genannt werden, sicherlich würde kein Gotteshaus an dieser Städte, die seit Jahrhunderten nach Müllenbach eingepfarrt war, sich erheben. Die Geschichte des Gnadenbildes, welches Ursache wurde, daß die Dominikaner nach Marienheide kamen, wird nun nach einer von den Dominikanern in lateinischer Sprache geschriebenen Chronik, die sich im Archiv zu Marienheide befindet, gegeben werden und zwar will ich diese Chronik vollständig wiedergeben. Ein Auszug daraus wurde 1747 von den Dominikanern zum Drucke befördert, in den 30er Jahren ist derselbe im Aggablatte in größerem Auszuge, der v. Mering in sein 5. Heft Geschichte der Burgen 1840 aufgenommen, gedruckt worden. Die nun folgende Chronik erzählt also: „Um das Jahr 1420 lebte zu Marienheide ein frommer Einsiedler (Henricus reclusus dictus) der Gott aufs innigste liebte und ihm treu diente, wie auch der Verehrung der Mutter Gottes sehr ergeben war. Er betrieb auch einigen Ackerbau, bebautete aber mehr noch den Acker seines Herzens, auf daß er die Früchte der guten Werke dereinst im himmlischen Vaterlande zu erndten verdienen möchte. Der Friede und Gottes Huld wurden ihm auf's reichlichste zu Theil. Desters erhielt er himmlische Tröstungen und Offenbarungen, wenn er dem Gebete und der Betrachtung in seiner Höhle oblag. Die Stelle, wo er diese Höhle sich selbst in Stein ausgehauen, heißt „Bockelsburga“ (der Name existirt noch heute). So erschien ihm auch in einer Nacht die Mutter Gottes in Gestalt eines kleinen Bildes und forderte ihn auf, sich nach Köln zu begeben, um ein solches Bild für dreißig Silberlinge anzukaufen; es sei nämlich der Wille Gottes, daß an diesem Orte ihm und seiner werthesten Mutter immerwährender Dienst und unaufhörliche Verehrung solle erzeugt werden. Nach dieser Erscheinung konnte er sich einigen Mißtrauens nicht erwehren, aus Furcht, er möge von dem Boten der Finsterniß betrogen werden; deshalb trug er mit Seufzer und Thränen in einem andächtigen Gebete Gott und seiner Mutter die ganze Sache vor, bittend die Erscheinung zu einem guten Ende zu bringen. Die göttliche Mutter versagte dies auch nicht dem Seufzen ihres getreuen Dieners. Es trug sich nämlich zu, daß er dieselbe Erscheinung noch vollständiger hatte. Da eilte der Klausner sofort nach Köln, suchte das ihm wohlbekanntes Bildchen in den Werkstätten aller Bildhauer und Maler, aber vergebens; er verglich alle Bilder mit dem ihm erschienenen, fand aber kein ähnliches unter ihnen. Aller Hoffnung, ein solches zu erhalten, beraubt, gedachte er traurig Köln

wieder zu verlassen. Schon war er in ein Schiff getreten, um über den Rhein zu fahren, als ihn, der bitter weinte und ganz in Thränen gebadet war, eine Matrone erblickte. Von Mitleid gerührt fragte sie ihn um die Ursache einer solchen Trauer, die sie endlich mit vieler Mühe erfuhr. Da erwiederte die Matrone: „Sei guten Muths und hemme deine Thränen! Siehe, über Meer ist mir vor einigen Tagen durch meinen Bruder ein Bild der Art, wie du es suchst, übersandt worden, welches ich bei Leib und Leben bei mir zu verwahren beschloffen hatte, jedoch wenn ihm eine größere Ehre erzeugt werden soll, so geschehe der Wille des Herrn. Kehre mit mir um, und nimm das Bild welches du suchest.“ Der Klausner erkannte sogleich das Bild als dasselbe, welches ihm erschienen war. Er küßte es, dankte Gott und bezahlte die 30 Silberlinge (XXX argentorum) dafür und eilte sofort nach seiner Heimath. Aber noch ehe er zu dem Orte seiner Bestimmung kam, sollte das Bild sich durch ein Wunder als ächt erweisen. Als er nämlich eben aus der Stadt Wipperfürth trat, standen einige Weiber am Bache um zu waschen. Die eine, als sie das Bild erblickte, wurde von Bewunderung ergriffen und sagte zu ihrer Nachbarin: „Siehe, wie schön ist das Bild!“ Darauf erwiederte diese: „Wenn mich einer in meinem vollen Putze sähe, so würde er meine Schönheit gewiß noch mehr bewundern, als die dieses Bildes!“ Doch Wunder! Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als sie plötzlich blind wurde. Sie konnte mit offenen Augen nichts mehr sehen, obgleich sie sich im Kreise herumdrehte und sie wußte nicht, wie ihr geschehen war. Die anderen Weiber mußten sie an den Händen in die Stadt führen. Da gelobte sie der gebenedeiten Jungfrau eine Wallfahrt zu dem Bilde, und als sie dies Gelübde gelöst hatte, erhielt sie ihr Gesicht wieder. Der Klausner hatte das Bild mit der größten Verehrung an den bestimmten Ort getragen und es in einen ausgehöhlten Baum gesetzt. Als dies die Gläubigen erfahren und von dem eben mitgetheilten Wunder gehört, strömten sie meilenweit in großer Anzahl herbei, Prozessionen und feierliche Bittgänge veranstaltend. Bald nachher als Ordensleute dahingekommen, wurden die Prozessionen so zahlreich, daß eine ziemlich geräumige Kirche (diese war aus Holz erbaut worden), kaum den zehnten Theil der Pilger fassen konnte. Man richtete deshalb, besonders um das Fest Maria Verkündigung, auf dem Kirchhofe zwei Tragaltäre ein, um der Andacht der Gläubigen in Darbringung von heiligen Messen Genüge zu leisten. Alle empfingen die heilige Communion. Jetzt fing auch das Bild an durch

die größten Wunder zu glänzen. Blinde wurden sehend, Kranke und Lahme geheilt, Befessene vom bösen Geiste befreit, — kurz, welche Kranke und Bedrängte auch immer sich dahin begaben, oder sich dahin verlobten, erfuhren die Hülfe und Gnade der seligsten Jungfrau, ja selbst solche, die in fernem Lande in der Gefangenschaft der Ungläubigen schmachteten und sich andächtig nach Marienheide verlobten, wurden befreit. Durch die Opfer der Pilger, namentlich aber durch das Erbgut des Klausners Heinrich, wurde die hölzerne Kirche, in welcher das Muttergottesbild aufgestellt war, in eine steinerne verwandelt. Die vorhin erwähnten Ordensleute waren 1421 in Folge einer Bittschrift des Durchlauchtigen Grafen Gerhardus von der Mark an Papst Martin V. aus dem Dominikanerorden geschickt worden. Der Ordensmeister Leonardus von Florenz schickte einen sehr frommen und eifrigen Pater, Peter Richardi, der aus Attendorf bis jetzt im Dominikanerkloster zu Soest gewesen, als Vorsteher dieses Klosters dahin und überwies ihm auch einige Väter des Ordens; durch deren Anstrengung und unermüdlischen Eifer gelang es, daß der Ort, der bis jetzt fast unbewohnbar war, nicht bloß von ihnen, sondern auch von Anderen bewohnt werden konnte. Um das Jahr 1433 wurde der Marienheidener Ordensconvent mit allen Gunsten und Privilegien dem Orden einverleibt. So vermelden einige Altstücke, die im Kölner Dominikanerkloster aufbewahrt werden. Darnach waren in Marienheide 10 Patres, 8 Cleriker (Theologen) und 2 Laienbrüder. Später ist Kirche und Kloster, die ganz schön ausgebaut waren, durch die Nachlässigkeit der Brüder niedergebrannt. Wann dieser doppelte Brand vorgekommen, läßt sich nicht mehr genau ermitteln, so viel aber steht zweifellos fest, daß vor dem Tode des Klausners Heinrich der Convent zum Theile wieder neugebaut und hergestellt worden; denn in unserem Archive findet sich folgende Mittheilung: „Nachdem Heinrich, genannt der Klausner, das Kloster mit eigener Hand zu bauen begonnen hatte, und die Kirche bis zum Dachstuhle aufgeführt, entschlief er im Herrn im Jahre 1490. Er wurde begraben mitten in der Kirche unter dem zweiten Steine vor dem Altare der Mutter Gottes nach Westen. Als während des Jahres 1738 die Kirche mit einem neuen Fußboden belegt wurde, wurden zwischen dem Muttergottes- und Dominicusaltare große Steine ohne Inschriften gefunden und unterhalb der Orgelbühne wieder angebracht. Das Grab des Klausners Heinrich ist aber gar nicht zum Vorscheine gekommen. Was vom Jahre 1490 bis 1503 sich ereignet, darüber ist im Convent nichts vorfindlich.

Man hatte aber allgemein den Glauben, daß über alle Wunder, die von Gründung des Klosters bis 1503 vorgekommen, Aufzeichnungen gemacht worden. Diese müssen entweder verloren gegangen, oder verbrannt, oder durch einen Ordensgenossen anderswohin gebracht worden sein. Bevor nämlich die Reformation des Conventes 1503 vorgenommen worden, konnte Jeder seine Sachen mitnehmen, wohin er wollte. Ein solches Fortbringen erhält noch sogar Wahrscheinlichkeit durch den Umstand, daß im Mainzer Dominikanerkloster im Jahre 1517 ein öffentliches Aktenstück vom Herzog Adolf von Cleve und Grafen von der Mark, welches sich auf das Marienheidener Kloster bezog, gefunden wurde; und 1520 wurde sogar das Siegel des Marienheidener Klosters dem hiesigen Prior durch den Pater Magister Hieronymus von Köln zugestellt. Wie aber der Convent im Jahre 1503 reformirt worden, sagt uns der ausgezeichnete Pater Servatius Frankel, des Kölner Dominikanerklosters Prior in seinen Aufzeichnungen; dieser hat als Pater zu Marienheide den Bau des Chores zu Wege gebracht und sonst viele gute Einrichtungen getroffen. In seinen Aufzeichnungen, die jetzt nicht mehr hier vorfindlich sind, erklärt er nach bestem Wissen, daß er durch die Anrufung der Mutter Gottes zu Marienheide in schwerer Krankheit die Gesundheit wiedererlangt habe. In demselben Jahre 1503 starben alle Ordensleute an der Pest mit Ausnahme des einen Priesters Heinrich Detmars und eines Novizen Minnenberg. Der Pater Heinrich Detmars wandte sich nun bittend an den Servatius Frankel um einige Ordensgenossen. Als solche hingekommen, wählten sie sich einstimmig als Prior zu ihrem Vorgesetzten, den Rector der Theologie Pater Antonius Zürcher, der bis jetzt im Kloster zu Köln gewesen. Der nahm nun auch neue Brüder auf und mit ihrer Hilfe hat er das Kloster in seinem gegenwärtigen Zustande mit Ausschluß eines Refektoriums gebaut. Der genannte Pater Zürcher erklärt auch, daß im Jahre 1504 am Feste Maria Magdalena ein gestorbener Knabe hier in der Kirche wieder zum Leben erweckt worden sei und im folgenden Jahre 1505 sei ein Knabe vom Kirschbaum auf einen Stein gefallen ohne den geringsten Schaden zu nehmen, da er beim Falle ein Gelübde zur Mutter Gottes gemacht. Ferner berichtet der Pater Johannes Stummel, der 1508 zu Marienheide seine Gelübde abgelegt, darauf hier die Theologie lehrte und Prior wurde, in einer von ihm gemachten Aufzeichnung, daß die anfangs erwähnten Wunder zu seiner Zeit sich noch oft ereignet. Als triftigen Beweis dafür nennt er einen vorhandenen seidenen rothen Schleier — 1609 war er nachweislich

noch da — an welchem viele silberne Zeichen von denjenigen angeheftet sind, die daselbst geheilt wurden. Man sah nämlich zehn silberne Platten, die eine menschliche Zunge darstellen sollten, zwölf hatten die Gestalt von Augen, der silbernen Füße waren neun, der Herzen sechs und auch einige Fußfesseln von Gefangenen; dieser seidene Schleier ist zugleich mit den aufgezeichneten Nachrichten in der schrecklichen Kriegszeit im Jahre 1636, am 29. Juni verschwunden; so sagt eine Notiz in unserem Archive, wonach Kirche und Kloster damals gänzlich ausgeplündert worden. Vom Jahre 1636 hat die Verehrung des Gnadenbildes der seligsten Jungfrau sich stets vermehrt und wurden demselben reichliche Gaben und Geschenke zu Theil. Die vorgekommenen Wunder sind uns nicht mehr schriftlich erhalten geblieben, da am 19. August 1717 Kirche und Kloster zum Theile abgebrannt sind. Es war damals Prior des Klosters Peter Gyrlich, der dem Kölner Convente angehörte. In kurzer Zeit, und zwar in dem darauf folgenden Jahre 1718 wurden durch milde Gaben von Wohlthätern unter dem Prior Martinus Fulgens, der auch dem Kölner Convente angehörte, die Kirche mit einem ganz neuen Dache versehen und 1719 das Dach des Klosters vollständig reparirt.“ Nun schließt der Chronist: möge der gütige Gott uns durch Mariens Fürbitte davor bewahren, daß noch einmal durch Nachlässigkeit das Feuer unsere Kirche und Kloster zerstöre. Dann fügt er noch hinzu, daß von 1717—1728 kein Wunder aufgezeichnet worden, was allein der Lässigkeit (*purae tepiditati*) der Patres zuzuschreiben sei. Möge auch in diesem Punkte eine gleiche Trägheit nicht wieder zum Vorschein kommen. Es folgen alsdann 16 Protokolle oder amtliche Bescheinigungen über in Marienheide erfolgte Wunder, die sich in der Zeit von 1728—1745 ereignet haben. Alle diese Aktenstücke sind mit Originalsiegeln der betreffenden Behörden versehen. Ueber 9 Wunder wollen wir die Berichte anführen. 1. Der 8jährige Knabe Roderich Schürholz aus Drolshagen, der nie auf den Beinen hat stehen können, wurde nach Marienheide getragen und von da ab war er geheilt, geschehen am 15. August 1728, bestätigt vor Zeugen durch Notar Peter Fischer zu Drolshagen. 2. Im Jahre 1731 hatte Thomas Fischer zu Hüls in der Pfarre Ddenthal ein Kind, mit Namen Anna Gertrud, das von Geburt an Lahm war; er trug es nach Marienheide und dasselbe wurde geheilt. So bestätigt vor Zeugen D. Gerhard Joseph Dosten, Pastor in Ddenthal. 3. Paul Fischer von Wipperfürth that einen so unglücklichen Fall, daß er nachher nur mit einem Stocke gehen konnte und ein Bein bedeutend kürzer wurde

wie das andere. Durch die Fürbitte Marias in Marienheide wurde das vollständig verwachsene Bein wieder ganz gerade und konnte er fortan ohne irgend ein Hülfsmittel gehen. So bestätigt neben dem Notar Schaefer auch der Bürgermeister Henseler von Wipperfürth.

4. Das 4jährige Kind der Eheleute Blomberg und Scheveling aus Wipperfürth, Johann Christian, welches von Geburt an nur auf einer Krücke hatte gehen können, wurde in Marienheide geheilt und ließ seine Krücke dort zurück. Dieses bestätigen J. W. Henseler, J. C. Bitter, Gerichtsschreiber, und C. Höher, Vorsteher.

5. An fünfter Stelle wird die Genesung eines im höchsten Grade an der Auszehrung leidenden jungen Mannes, Namens Heinrich Heydenkönig, erwähnt, bestätigt durch S. Müller, Kurpfälz. Amtsgerichtsschreiber des Amtes Steinbach.

6. Ein lahmes Kind von den Eheleuten Masbleck und Hilgers wird im Jahre 1737 geheilt. So bestätigt J. Arn. Jos. Bierdt, Pastor in Beyenburg.

7. Das 3jährige Söhnchen der Eheleute Johann Delwig und Sibylla Sonnenberg zu Beynkufen, welches wegen Gliederschwäche niemals hatte gehen können, wurde, als er nach Marienheide getragen wurde, geheilt.

8. Im Jahre 1743 wohnte auf dem freiadeligen Hause Cibach der Herr J. W. de Seraing, dessen Frau, eine geborne Baronesse von Mordeck, litt ein ganzes Jahr an fleckigen Augen, alle Arzneimittel wurden nutzlos verwendet, sie ging dann nach Marienheide und ihre Augen wurden gesund.

9. Die Tochter Charlotte vorgenannter Eheleute war wegen eines inneren Leidens und langer Enthaltung von Nahrung dem Tode nahe, die Mutter hat sie halbtodt nach Marienheide gebracht und darnach ist sie besser geworden; beide Wunder sind mit dem Familiensiegel des Herrn von Seraing unterfertigt und dazu noch hat der damalige Pfarrer von Gimborn, Wilhelmus Henk, der sogar Protonotarius Apostolicus war, die Wunder seinerseits beglaubigt und nicht bloß mit Unterschrift, sondern auch mit Hinzufügung seines Amtssiegels erhärtet. Es sei mir gestattet hier anzumerken, daß in Frielingsdorf noch die Erinnerung an die Seraings fortlebt, im Jahre 1794 brannte ihr Haus nieder und sie haben das Land hier verlassen. Sie hatten einen Hausgeistlichen für ihre Kapelle; der letzte war Johann Peter Beutelstahl von Bühlstahl, der am 30. Fructidor des Jahres 11 als Pfarrer in Dhlheim angestellt wurde, wo er am 22. August 1821 im 69. Lebensjahre starb. Das Niederbrennen der Kapelle auf Cibach ist wohl Ursache geworden, daß die Frielingsdorfer sich selbst ein Kirchlein bauten, dazu haben sie 1795 die Vorbereitungen getroffen, 1796 den Bau ausgeführt und 1797 am 3. Mai zum ersten Male

Gottesdienst gehabt; hierüber, so Gott will, nächstes Jahr weiter. 10. wird aus dem Jahre 1745 als Wunder angeführt die Heilung des Fallsüchtigen Johann Paul Delwig aus Kruppenohl, Pfarre Wipperföhrt; bestätigt am 11. September 1745 durch den kaiserl. Notar Joh. Heinrich Fäzer. Hiermit ist die ganze Chronik wieder-gegeben; sie ist in der Zeit von 1730—1740 geschrieben worden. Für die Folgezeit finden sich keine Notizen mehr. Die Dominikaner sind in Marienheide geblieben bis nach den Stürmen der französischen Revolution. Nach einem mir vorliegenden Album der Dominikaner der niederdeutschen Provinz waren 1784 noch 8 Patres und 4 Brüder da. Im Anfange unseres Jahrhunderts hatte Peter Hyazinth Goller im Vereine mit dem Geistlichen Joseph du Poierieux, der von den französischen Freiheitschwindlern, die sich „Ohnehosen“ nannten, aus seiner Pfarrei Epinal bei Mericourt in Lothringen vertrieben worden, den Joh. Jos. Süß in den Gymnasialfächern bis zum Cursus der Theologie unterrichtet, „der er von dem im größten Ansehen stehenden und bei seinen vielen Freunden, Verehrern und Zöglingen unvergeßlichen Vorsteher des Priesterseminars Peter Joseph Förster\*) in dasselbe aufgenommen wurde.“ Da Herr Süß am 27. September 1807 Priester wurde und er etwa 4 Jahre im Seminar gewesen, wären die Patres 1803 noch in ungestörter Thätigkeit gewesen. Derselbe Süß erzählt in seinem „hl. Gesange“: „Ich erinnere mich noch mit Wonne aus meinem Knabenalter der Adventszeit des Liedes: Ave Maria gratia plena, weil solches in der Klosterkirche zu Marien-

\*) Ich habe absichtlich des Herrn Süß eigene Worte, womit er seinen verdienten Vorgesetzten und Lehrer ehren will, hiehergesetzt, weil ich mit größter Freude jede Gelegenheit ergreife, diesen Mann, der unsterbliche Verdienste für die Ausbildung des Clerus in jenen Zeiten, wo alle sonstigen derartigen Institute in Trümmer lagen, hat. Er war in Köln 1762 geboren; nach ausgezeichneten Studien in der Theologie und im kanonischen Recht und nach Empfang der heiligen Priesterweihe wurde er Secretär bei dem Generalvikar von Horn-Goldschmidt. Danach Rektor des Deneritenhauses „zum Weidenbach“ und schließlich von 1800 bis zum 1. September 1812, wo er starb, Präses des Priesterseminars. Sein Schüler Nikolaus Großmann, gestorben als Propst in Aachen, hat diesem würdigen Gelehrten, dem Ruhme des kölnischen Clerus und der Zierde seiner Vaterstadt, eine kurze Lebensbeschreibung gewidmet in „Felders Gelehrten-Lexikon“ 1821; darin steht aber unerklärlicher Weise, daß sein Bischof häufige Thränen vergossen habe, als dem Präses Förster die heiligen Sterbesakramente gereicht wurden. Nun gab es aber keinen Bischof mehr in oder für Köln. Denn Bischof Berdolet von Aachen war schon 1809, von Merle, Weihbischof zu Deutz, 1810 gestorben.

heide an den Adventssonntagen in der Frühmesse nach der heiligen Wandlung gesungen ward; es wurde angestimmt von dem frommen und tugendvollen Dominikanerbruder Hyacinth Schonenstein aus Aachen." Nach dem Jahre 1803 ist das Kloster bald aufgelöst worden. Es findet sich ein Buch im Pfarrarchiv, worin von 1806—1824 die dort vorgenommenen Taufen, Trauungen und Beerdigungen verzeichnet sind; von 1806 bis Ende 1815 ist immer ein Herr Schmidt unterzeichnet, der sich immer den Titel „Pastor“ beilegt, obschon Marienheide nur eine Filialkirche von Gimborn war; 1816 tritt ein anderer Herr in den Büchern an Stelle Schmidts auf; er nennt sich Kurotus Burgmer, Administrator. Dieser Burgmer hat 1823 am 16. September den letzten Klosterbruder, Namens Christian Wolf, beerdigt, als er mit 55 Jahren dem Herrn entschlafen war. Mit dem Jahre 1824 hört jede Buchführung auf, worin dieses seinen Grund habe, ist nicht zu enträthseln. Um diese Zeit ist als Deservitor der Klosterkirche angestellt worden J. Hütt. Das erzbischöfliche Adreßbuch von 1826 und 1830 nennt ihn Administrator der Filialkirche. 1831 wurde Marienheide zur Pfarrkirche erhoben. Die Staatskasse, welcher das Vermögen des Klosters nach Vertreibung der Franzosen zugefallen war, stellte zur Dotation der Pfarre jährlich 728 Thlr. 19 Sgr. 7 Pfg. als voll zu leistende Ausgabe fest. Davon erhielt der Pfarrer 300 Thlr., der Vikar 250 Thlr., für gestiftete heilige Messen 78 Thlr. 19 Sgr. 7 Pfg. Für Kultuskosten, Küster und Organisten wurden 100 Thlr. stipulirt. Der Administrator Hütt wurde 1831 Pfarrer und nun kam auch bald ein Vikar nach Marienheide; der Erste in der Person eines frühern Dominikaners von Marienheide, Namens Bernard Zurstepe. Er war bis dahin Vikar an der Kapelle zu Hatterscheid, Pfarre Homburg, gewesen. Fünf Jahre war er noch in Marienheide, als er da seine Ruhestätte erhielt, wo er auch die Ordensgelübde abgelegt. Pfarrer Hütt scheint ihn am 24. Oktober 1836 mit bischöflichen Ehren beerdigt zu haben, wenigstens nennt er ihn im Todtenregister „Reverendissimus“, was nur dem Bischöfe zukommt. Ob diese Auszeichnung nur in der brüderlichen Eintracht, die sie umschloß, ihren Grund hatte, oder darin, daß er ein Kind des heiligen Dominikus war, er nennt ihn nämlich „Sohn des heiligen Dominikus“, vermag ich nicht zu entscheiden. So hat denn Marienheide vom ehemaligen für die ganze Gegend segensreichen Dominikaner-Institut ein Haus für Pfarrer und Vikar. Diese beiden Priester haben jetzt ungefähr 1000 Pfarrkinder unter ihrer Obhut. Möchte die erhabene Himmelskönigin die jetzt nicht mehr zur

katholischen Kirche gehörenden Schäflein zu der einen Heerde zurückführen, daß auch sie beten den Gruß, den der himmlische Vater durch den Erzengel Gabriel an Maria gerichtet hat:

Begrüßt seist du Maria, voller Gnade. Luc. I.

## Eine Bendeerin.

(Aus dem Französischen von Zansen, Pfr. in Fr.)

Nachdruck verboten.

Gegen Ende April des Jahres 1815 bemerkte man eine ungewöhnlich rege Thätigkeit auf der alten Burg Seigneraie, die in einiger Entfernung von Parthenay gelegen ist. Den Tag hindurch war Alles auf dem Schlosse in tieffter Ruhe, aber gegen Abend bis spät in die Nacht begaben sich von allen Seiten zahlreiche Edelleute und auch sogar Landleute der Nachbarschaft auf das Schloß. Man fragte sich neugierig und zugleich besorgt, was wohl der Grund eines so zahlreichen Besuches wäre. Es waren mehr als 15 Jahre verflossen, seit die düstern Thürme von Seigneraie ihr ernstes und eintöniges Aeußere nicht mehr gewechselt hatten; der große, nach Norden hinliegende Park war ganz ohne Pflege geblieben und bot keine anderen Reize, als die Natur von selbst verleiht. Keine Hand hatte daran gedacht, die Alleen zu erhalten und die Zweige abzuschneiden. Dürre Baumäste bedeckten den Boden; die Springbrunnen, welche vordem reichlich die Rosenbeete begossen, waren vertrocknet; hier und da hatten sich kleine Sümpfe gebildet, aus welchen hohes Gras hervorstach; sie dienten den Rattern und sonstigem Gethier zum Aufenthalte. Der sich selbst überlassene Ephen hatte mit seinen kräftigen Ranken die dem Einsturze nahen Mauern bedeckt. Das war das vollendete Bild der Trauer und Einöde. Der Mensch mit seinem künstlerischen Schaffen hatte sich hier vollständig zurückgezogen und wilde Gewächse hatten da die Ueberhand, wo früher die schönsten und seltensten Blumen geprangt. Einen kleinen Gegensatz zu der vollständigen Todesstille und Verlassenheit, welche sich nördlich vom Schlosse zeigte, bildete die südliche Umgebung desselben. Vom Schlosse aus schlängelte sich durch Gesträuch und Blumen ein vielfach bewandter Pfad zu einem schönen, freien Platze. Dort erhoben sich 4 hölzerne Kreuze, in deren Armen immerfort erneuerte Blumenfränze angebracht waren. Bei diesen Kreuzen, die eine gleiche Zahl

Gräber anzeigten, war eine Kapelle in den Felsen gehauen, an deren Wänden Waffentrophäen hingen. Es waren Militärmützen mit ihren weißen Federbüschen, eine weiße Feldbinde beschmutzt mit Staub und Blut, Pistolen, Säbel, Carabiner, und inmitten dieser Kriegserinnerungen noch andere, verehrenswerthere Andenken, nämlich zwei von einer Kugel durchlöcherter Skapuliere und ein elfenbeinener Rosenkranz. — Das erste der vier Kreuze trug die Inschrift: „Hier ruht Anna Ludwig Graf von Seigneraie, enthauptet zu Laval den 4. Januar 1794, gestorben für Gott und seinen König.“ Auf dem zweiten las man: „Meinen Brüdern Karl und Heinrich von Graverie, beide gestorben für die Sache des Königs, der Erstere in der Wiese von Saint-Gemme in Angers, Letzterer in der Schlacht von Machecoul.“ Die Inschrift auf dem dritten hieß: „Geweihet dem Andenken der Frau von Graverie, ertränkt in Nantes.“ Das letzte trug auf goldener Platte diese Worte eingegraben: „Meinem erstgeborenen Kinde Armand de la Seigneraie: seine Asche ruht nicht hier und Gott allein kennt den Erdwinkel, wo er Ruhe finden konnte. Die beklagenswerthe Mutter hat zum Zeichen ihres unvergänglichen Schmerzes ihm nur dieses leere Grab weihen können.“ — Die ganze Geschichte der Gräfin von Seigneraie war in diesen wenigen Zeilen enthalten. Man fand darin auch Aufschluß über die Trauer, welche auf dem Schlosse herrschte. — Wir wollen sie jetzt in kurzen Zügen näher beleuchten. — Die Gräfin von Seigneraie war kaum 40 Jahre alt. Ihre große und schöne Gestalt hatte ein überaus einnehmendes Wesen durch ihr außerordentlich würdevolles Auftreten. Ihre Gesichtszüge waren vollkommen regelmäßig; bei ihrem schwarzen Haupthaar und den gleichfarbigen Augen machte sich die vollständig blasser Gesichtsfarbe auf das Entschiedenste bemerkbar. Niemals belebte das leichteste Roth weder Stirn noch Wangen, deren Blässe oft beinahe an Bleifarbe streifte. Das Blut schien aus ihrem Herzen geschwunden zu sein. Seit zwanzig Jahren hatte man kein Lächeln wahrgenommen an dieser Frau, die in den Augen der Leute nicht mehr zu dieser Welt zu gehören schien. — An ihrer Seite wuchs ein junges Mädchen heran, deren Schönheit mit der ihren den stärksten Gegensatz bildete.

Clara von Graverie, die Nichte der Gräfin und Tochter eines der Helden der ersten Vendeen, war ein kleiner, blühender, heiterer Blondkopf. Das geringste Vergnügen beglückte sie auf Wochen; sie spielte mit den Schmetterlingen und ergötzte sich an den Blumen. Wie sie in ihrem Herzen rein vor Gott war, so bekundete auch ihr

Antlitz den Frieden der Unschuld; ihre kindlichen Tugenden gewannen ihr allerwärts Hochschätzung und Anhänglichkeit. — Und diese beiden Frauen, so verschieden in ihrem Aeußeren und Charakter, konnten einander nicht entbehren. Die schwungvolle und unbefangene Freude Clara's fand durch den kalten Ernst Margarethens, so hieß die Gräfin, einen passenden Zügel, während die Gräfin selbst, die stets von quälenden Erinnerungen heimgesucht war, trotz ihres muthigen Widerstandes, gewiß dem Tode verfallen wäre, wenn nicht die reizende Anmuth und das bezaubernde Wesen Clara's vielfach auf sie eingewirkt hätten. Sie liebten sich mit einer unvergleichlichen Innigkeit und ihre gemeinsame Liebe fand nur Schranken in der Liebe zu Gott, eine Zerstreung in der Pflege der Armen der Gegend. Clara erklärte wiederholt ihrer Tante ihre kindliche Anhänglichkeit und Erkenntlichkeit, wobei sie ehrfurchtsvoll ihre Hände küßte. Margarethe hatte ihre mütterliche Zärtlichkeit tief in ihrem Herzen verschlossen; sie antwortete wenig auf die Liebkosungen Clara's und zeigte dabei stets eine stoische Ruhe. Wenn aber Clara leidend war, wenn zufällig ein kleines Gewölk in ihrem Blicke sich zeigte, wenn eine leichte Erkältung, ein unerhebliches Unwohlsein sie an's Schloß fesselte, dann verschwendete Margarethe an ihr die sorgsamste und zarteste Pflege, wie sie einzig das Mutterherz zu ersinnen fähig ist.

Oftmals, wenn der Athem Clara's ein wenig unruhig war, stand Margarethe in der Nacht mit bloßen Füßen, um kein Geräusch zu machen, auf und hielt sich ganze Stunden lang bei diesem liebenswürdigen Kinde auf, beobachtete seinen Schlaf und schickte für dasselbe glühende Gebete auf. Wenn beide einsam, als Schutz nur einen ebenso treuen, als zahnlosen alten Neufundländerhund habend, an den Ufern des Cebron spazierten, oder auf den langen, grünen Hügeln, welche der Thouet bespült, machten ihre Gegenwart und der angenehme Anblick ihrer gegenseitigen Zuneigung einen unvergleichlich wohlthuenden Eindruck. Man nahm gewissermaßen Theil an ihrem Glück des Friedens, dem eine so lange Reihe von Prüfungen vorausgegangen. — Margarethe von Graverie hatte, kaum 16 Jahre alt, in den ersten Monaten des Jahres 1791 den jungen Grafen Ludwig von Seigneraie, Offizier in dem Regimente Royal-Anjou, geheirathet. Die Revolution, die damals eben ausgebrochen war, hatte einen großen Theil des französischen Adels zur Auswanderung veranlaßt. Herr von Seigneraie schloß sich diesem zahlreichen Aufbruch nicht an. Er wollte auf französischem Boden bleiben, überzeugt, daß er dort

der Sache seiner Religion und seines Königs nützlicher sein werde. Der Zeitpunkt kam bald, wo er seine Hingebung für die Sache der Monarchie bezeugen konnte. Der unglückliche Ludwig XVI. starb des Todes der Märtyrer; er wurde weggerafft durch den Sturm, den er nicht hatte beschwören können. Der Tod des Königs wurde das Zeichen zur großen Erhebung der Vendee. Herr von Seigneraie wurde zu einem der Lieutenants von Cathelineau erwählt und er nahm thätigen Antheil an dem Riesenringen, welches die Landleute des Westens gegen die Heere des Nationalkonvents unternahmen. Er begeisterte durch sein Beispiel die kleine Armee, indem er stets seine eigene Person auf's Spiel setzte; er war immer der Erste beim Angriffe, der Letzte beim Rückzuge. Bei Saumur und St. Florenz wurde er verwundet. — Seine junge Frau wollte sich an seinem Heldenmuthen betheiligen: obgleich Mutter eines Kindes, das in der Wiege lag, vertheilte sie ihre Zeit und Kräfte zwischen der Sorge, der Mutter und den Kriegsgefahren. Beim Zeichen zum Angriff, beim Getöse der alten marie-jeanne küßte sie ihren Sohn auf die Stirne und sprenkte zu Pferde gegen die republikanischen Truppen; während des Gefechtes entfaltete sie alle Gewandtheit eines Heldenweibes, die ganze Hingebung einer Christin: nach dem Siege wandte sie ihre Pflege den Verwundeten zu und die Heldin wurde eine Schwester vom h. Vincenz von Paul. Eines Tages, es war der, wo sich der Unfall bei Mans ereignet hatte, hatte sie den ganzen Tag mit einer unvergleichlichen Anstrengung gekämpft, indem sie die Landleute von Anjou um sich versammelt hielt und sie durch den Anblick ihres Muthes, mehr aber noch durch das Bildniß des gekreuzigten Gottes zur größeren Thätigkeit anspornte. Als sie der Wuth der republikanischen Heere weichen mußte, nahm sie ihr Kind noch auf ihre Arme und beständig mit einer Lanze bewaffnet, gelang es ihr, diese kostbare Bürde dem Feinde zu entreißen, wenn auch unter der größten Gefahr. Ein republikanischer Husar schwang seinen Degen nach der jungen Vendeerin. Dank einer glücklichen Wendung blieb die Mutter unberührt, aber das Kind empfing über der rechten Brust eine sehr breite, wenn auch ungefährliche Wunde, da der Säbel nur die Haut geritzt hatte. Bei einem herzerreißenden Schrei, den die unglückliche Mutter ausstieß, hielt der Soldat Marceau's seine Waffe, von Mitleid gerührt, an sich und gestattete der Gräfin die Flucht. Madame von Seigneraie schlug, den Tod im Herzen, im Galopp den ersten Weg ein, der sich ihr darbot und kam vor Tagesanbruch bei

der Loire an. — Ihr Gatte war mit drei neuen, schweren Wunden in die Hände der Blauen gefallen, die ihn nach Laval führten, wo das Blutgerüst seinem Leben sofort ein Ende machte.

Margarethe, die von diesem Unglück nichts wußte, es aber vermuthete, irrte während einer Dezembernacht im Busche herum; in ihren Armen hielt sie ihren Sohn, den sie in blutige Tücher gehüllt hatte und flehte den Beistand Gottes an. Zu ihrem Glücke fand sie endlich in einer Pächterwohnung Aufnahme und ihr Kind diejenige Pflege, die seine Wunde erheischte. Nach 14 Tagen war es wieder vollständig genesen, aber eine Narbe, so breit wie eine Hand, rief der Mutter jene traurige Nacht in's Gedächtniß, in der sie den kleinen Armand beinahe zu verlieren im Begriff gestanden; sie dankte Gott, daß er ihrem Herzen eine so schreckliche Prüfung nicht auferlegt. Unterdessen ward ihre Seele von Unruhe verzehrt.

Jeder Tag brachte ihr die Nachricht von Unglücksfällen der vendeeischen Armee. Welches Schicksal mochte ihren Gatten betroffen haben? Was war aus ihren beiden Brüdern, den Herren von Graverie, so glaubenstreuen und hoffnungsvollen Jünglingen, die mit ihrer Schwester bei den königlichen Truppen dienten, geworden? Die Ungewißheit verzehrte sie. Da sie nun nicht länger in der Unruhe bleiben konnte, zog sie das Kleid einer Bauernfrau an und schlug den Weg nach Nantes ein. Damals hatte dort der unmenschliche Carrier das Amt eines Proconsuls. Damit ist auch schon gesagt, daß der Tod Tagesordnung war; ein schrecklicher Gerichtshof, der aus ganz verkommenen Mördern bestand, dezimirte die Bevölkerung der Vendee. Weil aber das Erschießen und Blutgerüst die Wuth dieser Scheusale so wenig befriedigte, öffnete man während der Nacht Schiffe, die Klappen hatten und die Loire verschlang die Opfer nach Hunderten. Madame von Seigneraie wanderte auf Nantes zu. Sie hatte auf dem Wege Gefahren und großartige Anstrengungen zu bestehen.

Als sie in Ancenis ankam, vernahm sie von einem bretagnischen Landmann den Tod des zu Laval enthaupteten Fürsten von Talmon und die Niederlage bei Savenay. Ein aus dem Gefängniß entkommener vendeeischer Soldat diente ihr weiter als Führer, um sie auf verborgenen Wegen nach Nantes zu bringen; durch die Erzählung dieses Mannes vernahm auch Frau von Seigneraie, daß sie Wittwe war. Sie fand nun auch im Kerker ihre Mutter wieder. Mit dieser mußte sie auch vor dem Blutrichter Carrier erscheinen. Die Mutter

wurde in der folgenden Nacht ein Opfer der Loire; Margarethe wurde ihrer Schönheit wegen unter dem Vorgeben, daß sie bald Mutter werden sollte, verschont; sie mußte nun wieder mit ihrem Armand in den Kerker. Eines Abends ruft einer der Blutmenschen, als Armand weinte: „wir wollen diesen kleinen Wolf fortnehmen, wozu soll der aufwachsen?“ Man entriß das Kind den Armen der Mutter und eilte zur Loire, es zu ertränken; das war ein Todes-schmerz für Margarethe; sie fiel in Ohnmacht und so wurde sie Mutter eines todten Kindes.

Sechs Jahre später, denn wir können die Geschichte der vielen schmerzlichen Mißgeschicke nur kurz andeuten, erhielt Margarethe von Seigneraie, die damals als Flüchtling in England lebte, wieder die Erlaubniß nach Frankreich zurückzukehren und diejenigen ihrer Familiengüter, die noch nicht veräußert waren, in Besitz zu nehmen. Diese Maßregel ging von dem so eben gebildeten Consulate aus, welches sich durch allgemeine Amnestie die Vendee gewinnen wollte. Frau von Seigneraie brachte aus England die sechsjährige Clara mit, die Tochter desjenigen ihrer Brüder, der in Machecoul gestorben war. Sie sammelte durch zahlreiche Nachforschungen und mit Hülfe der alten Diener die Leichname ihrer beiden Brüder und ihres Gatten und ließ diesen drei Martyrern Grabmäler errichten, neben welchen sie die leeren Gräber ihrer Mutter und ihres Kindes anbrachte. Auf diesem kleinen Todtenacker war also alles das vereinigt, was sie früher auf's Innigste geliebt. In kindlicher Hingebung suchte sie jeden Tag diese Stätte auf, um dort frische Blumen niederzulegen und neue Gebete zu verrichten. Das war das Einzige, worauf sie etwas in ihrem Leben hielt. Alles Uebrige, die anmuthige Clara, die der letzte Sprosse ihrer Familie war, ausgenommen, war für sie nur Gegenstand der Langweile und Ursache der Trauer. In dieser trüben Trostlosigkeit verurtheilte sie die Gärten, Lustwäldchen und den Park, woran ihre Ahnen so viel Freude und Vergnügen gefunden, indem sie dieselben ausschmückten und wofür so schnell die Stunden ihres Glückes dahingeeilt waren, zu ewigem Verfall. Die Jahre hatten in diesem Jammer keine Aenderung hervorgebracht; wenn ihre Augen zwar keine Thränen mehr vergossen, so war doch auch andererseits das Lächeln auf immer verschwunden. Sie lebte nur für Gott und für die ihrem Herzen so theueren Todten; die Dinge dieser Welt erregten für sie kein Interesse mehr. Mochten auch unter dem neuen Kaiserreiche Kanonen donnern und in der Kirche Te Deum gesungen werden wegen

gewonnener Schlachten, das alles ließ Margarethe kalt und sie führte ihr gewöhnliches Alltagsleben weiter. Plötzlich jedoch verwandelte sich ihr Stillleben, und zwar an jenem Tage, wo die weiße Fahne wieder auf den Kirchtürmen der Vendee flatterte. Sie schien sofort neu aufzuleben und sie dankte Gott, daß er sie nicht hatte sterben lassen, bevor sie diesen Triumph ihrer heiligen Sache geschaut.

Die junge Clara, welche 20 Jahre hindurch Margarethens Kummer und tiefe Abneigung bezüglich der Revolution getheilt hatte, empfand auch jetzt mit ihr die ungeahnte Freude. Diese war jedoch von kurzer Dauer, da Napoleon aus seiner Verbannung nach Frankreich zurückkehrte und in 20 Tagen den Kaiserthron wieder bestieg. Auf den Ruf ihrer alten Anführer, der Barochejacquelein, Antichamp, Sapineaud, Suzannet und Anderer schickte die Vendee sich wiederum an, die weiße Fahne hoch zu halten und mit dem Eroberer Europa's auf den Kampfplatz zu treten. Schloß Seigneraie, welches fern von bekannten Wegen durch steile Klippen von Natur geschützt, eine ziemlich verborgene Lage hatte, wurde zu einem der Hauptquartiere des Aufstandes in der Waldgegend auserwählt, während die anderen königlichen Truppen in den Sümpfen und nach der Loire zu sich kampfbereit machten. Diese Rüstungen führten auf dem alten Schlosse Margarethens neues Leben ein und sie, als Herrin des Schlosses, zeigte eine solche Thätigkeit und Arbeitskraft, wie man sie nach einem zwanzigjährigen stillen Trauern kaum für möglich gehalten hatte. Margarethe und Clara empfingen die Losung des Aufstandes und übertrugen sie wieder dem zweiten Anführer. Sie stickten Fahnen und Feldbinden in den königlichen Farben und theilten weiße Cocarden und Mützen aus. Ja, die Begeisterung trieb sie so weit, daß sie sich mit Waffen ausrüsteten und sich anschieden die Kriegsgefahren für ihre heilige Sache zu übernehmen. — Es galt vor Allem sich zu schützen vor den Angriffen des Commandanten Peter Trouvé, eines tapfern Offiziers, den die Begebnisse von 1814 außer Dienst gesetzt hatten und der seit dem 29. März beauftragt war, mit einem in Cantonirungen zerstreuten Bataillon, das Land, welches zwischen Parthenay und Bessuire liegt, zu beobachten. Peter Trouvé zählte trotz des wichtigen ihm anvertrauten Commando's erst 23 Jahre. Ein Soldatenkind, aufgezogen durch einen tapfern Alten der Garnison von Mayence, wußte er von seiner Geschichte nichts Anderes, als daß er schon Tambour bei Friedland gewesen, als Napoleon, vor der Fronte der Armee hergehend, Gelegenheit hatte, seinen Muth zu be-

achten. Das Kind war zur Erde niedergefallen und obschon aus zwei Wunden sein Blut floß, rührte es noch die Trommel zum Angriffe, als wenn es beim Caroussellspiele gewesen wäre. „Geh und laß Dich im Feldlazareth verbinden“ rief ihm der Kaiser zu. „Nach dem Siege“, antwortete der Tambour. Napoleon begnügte sich zuerst damit, seinen Namen zu hören, — aber es waren noch keine drei Monate verstrichen, als der heldenmüthige Tambour in die Kriegsschule trat. Mit 17 Jahren kämpfte er in Spanien, zwei Jahre später in Smolensk, dann in Moskau, bei Lützen, Dresden, dann zu Montmirail, endlich Brienne, Craonne und Paris, — immer war er das Vertrauen seiner jungen Kaisergarde. Seine auf dem Schlachtfelde sich angeeignete Hingebung für den Kaiser kannte keine Grenzen. Von Religion kannte er kaum etwas.

Uebrigens aber zeichnete er sich, ungeachtet des Dunkels, das über seiner Herkunft haftete und der Kriegswirren, vor allen durch offenes Wesen, biederen Charakter und herrlich glänzende Geistesgaben aus. Die äußerst seltenen Friedenszeiten hatte er zu Studien verwendet, wodurch er glänzende Fortschritte in den Wissenschaften gemacht hatte. Ein neuer Gegenstand fing an, die ausschließliche Verehrung, die bis jetzt der Commandant Trouvé Napoleon geweiht hatte, streitig zu machen: Auf einem seiner Spaziergänge im Monat Mai 1814 hatte er Gelegenheit gehabt, Margarethen und Clara zu begegnen und der Blick, den das junge Mädchen zufällig auf ihn gelenkt hatte, hatte in seiner Seele den lebhaftesten Eindruck zurückgelassen. Emporgekommener Soldat und, was noch schlimmer ist, Soldat des napoleonischen Reiches, erkannte Peter bald, daß zwischen ihm und der vornehmen Erbin zweier berühmter Familien von Poitou eine Kluft bestände, die Nichts im Stande wäre auszufüllen. Aber diese Ueberzeugung, welche Verzweiflung in seine Seele warf, reichte nicht hin, ihn abzuschrecken und die Umgebung des Schlosses zu meiden, im Gegentheil, er wanderte vielfach über die Hügel, auf denen das Schloß Seigneraie erbaut war, und, unter dem Vorwande, botanische Forschungen anzustellen, suchte er unaufhörlich Gelegenheit mit Margarethen und Clara zusammenzutreffen.

Da seine große Anhänglichkeit an Napoleon ihn bei den Anhängern des Königs mißliebig gemacht hatte, so machte sein Erscheinen bei diesen Damen einen unangenehmen Eindruck, besonders fühlte sich Clara, die aufgezogen war in der Furcht vor den Menschen und den Dingen der Revolution, bei seiner Annäherung erregt. Un-

geachtet dieses gemeinsamen Widerwillens Margarethens und Clara's, empfanden beide ein Gefühl der Neugierde, wenn es sich um Peter handelte. Man hatte Abscheu vor der Sache, der er sich hingeeben, aber man konnte auch nur mit Bewunderung anerkennen, daß er bei mehreren Gelegenheiten Beweise edelster und großmüthigster Gesinnung gegeben. Die Armen segneten seinen Namen und man wußte, daß er mit Gefahr seines Lebens Familien, die von Ueberschwemmung und Feuersbrunst gefährdet waren, gerettet hatte. Daß doch ein Anhänger des Usurpators von so edlen Empfindungen sein mußte! Aber war er nicht bei diesen großen Vorzügen noch gefährlicher als ein anderer? — Uebrigens hatte Margarethe, wenn auch Clara die Leidenschaft, deren Gegenstand sie bei dem jungen Offizier war, nicht kannte, dieses Geheimniß leicht errathen und deshalb hielt sie den muthigen Commandanten vom Schlosse fern und begegnete ihm mit Mißtrauen. — Peter mußte nach der Rückkehr des Kaisers die Anhänger des Königs im Westen in Schach halten. Indem er dieser Pflicht nachkam, bildete sich eine immer größere Kluft zwischen ihm und Clara. Einige strenge Maßregeln, welche die Kriegsgesetze gegen die Anführer der königlichen Partei zu ergreifen gestatteten, machten ihn bei den Letzteren zum Gegenstande der größten Abneigung. Durch seine unermüdlige Thätigkeit hielt er vielfach die Unternehmungen gegen Napoleon nieder. Auf seinen Befehl wurden die Häuser der Feinde des Kaisers umzingelt und die bewaffneten Truppen gewaltthätig auseinandergesprengt. Man achtete nicht darauf, daß das Schloß Seigneraie allein von diesen strengen Maßregeln frei blieb. Weil man dort ungestraft sich versammelte, glaubte man sich dort vor jedem Angriffe geschützt. Oft fragte sich Peter Trouvé unruhig, ob er durch Schonung dieses Mittelpunktes der Anhänger der königlichen Partei auch dem Vertrauen des Kaisers entspreche, und wenn er dann Nein sagen mußte und einen energischen Entschluß fassen wollte, bot sich seinen Augen die Erinnerung an Clara dar und er schob wieder auf. Plötzlich vernahm man, daß der Aufstand an allen Punkten der Vendee ausgebrochen war. Seit dem 15. Mai waren in allen Pfarren Sturmglocken geläutet worden.

Zwei Tage nachher begannen die Truppen Napoleons, die angeführt wurden von den Generälen Travot und Delage, sich zurückzuziehen und während eine Abtheilung von der königl. Armee sich nach Chollet auf Maulevrier zuwandte, sprengte eine andere zu Chauvoignes ein bonapartistisches Regiment und verfolgte es, ihm hart

zufehend, bis Chatillon. Zu gleicher Zeit wurden die Herren Charette, von Larochejacquelein, von Suzannet und Lapinaud, nachdem sie ihren Colonnen Waffen, Pulver und Kriegsvorräthe, die von England geliefert wurden, ausgetheilt hatten, Herr eines großen Theiles der Sümpfe; ihre Anstrengungen scheiterten jedoch mit dem General Travot und den Soldaten des Kaiserreiches bei Mizenay. — Ich bin nicht gewillt, die verschiedenen Ereignisse dieses Krieges, der auch nur von kurzer Dauer war, zu erzählen, Jedermann weiß, daß die Anstrengungen der Insurgenten nicht mit Erfolg gekrönt waren, aber sie erinnerten in vielen Stücken wegen ihrer großen Begeisterung an die alten Kämpfe der Vendee. Die Besonnenheit und Klugheit der Generale Lamargue und Travot brachten diesen Aufstand um seinen Erfolg; sie trennten wie Hoche die Sache der Adelligen von der der Landleute; daher gelang es ihnen, den bei seinem Entstehen Gefahr drohenden Aufstand niederzuhalten. Während dieser Kämpfe geschah es nun, daß eine royalistische Colonne, die auf dem Schlosse Seigneraie gebildet und eingeübt worden, sich in starken Tagemärschen nach dem von Larochejacquelein in Besitz genommenen Landstrich begeben wollte, um dem tapfern Führer Verstärkung zu bringen. Indem sich diese Truppe entfernte, zerstreute und entwaffnete sie zwei vom Commandanten Trouvé aufgestellte Cantonirungen, welche dieser Offizier wegen seiner willkährigen Unthätigkeit als es sich darum handelte, die Gäste von Seigneraie abzufassen, bloß gestellt und ihrer eigenen Rettung überlassen hatte.

Diese Niederlage machte dem Peter Trouvé klar, daß er einen Augenblick seine Pflicht wegen seiner Liebe vergessen hatte. Ungeduldig, diesen Fehler gut zu machen, oder ihn mit seinem Blute zu sühnen, brach er mit seinen Tapfern im Lauffschritt auf und eroberte wieder mehrere wichtige Posten zurück, deren die Aufständischen sich bemächtigt hatten. Aber für ihn war das wenig; er bedurfte größerer Erfolge. Seine Erwartung wurde nicht getäuscht. Da er nun so immer vor- drang und die Feinde nach rechts und links auseinander trieb, hoffte er die Sache der königlich Gesinnten vollends niederzuschmettern.

Glücklich erwirkte er am 4. Juni seine Verbindung mit dem General Estève und beide Verbündete lieferten den Royalisten die blutige Schlacht von MATHES, wo die Vendeeische Sache mit Herrn Ludwig von Larochejacquelein, Oberbefehlshaber der königlichen Armee, unterlag. Peter Trouvé begab sich nach dem Treffen mit einem Bataillon auf den rechten Flügel; er warf sich mit großem Rachedurst

auf eine kleine königliche Heeresabtheilung, deren Nachzügler er tödtete und er versuchte ihr den Rückzug abzuschneiden. Gegen die Nacht gelang es den Insurgenten in einem Hause Cantonirung zu nehmen und sich dort fest zu verschanzen. Ihr Widerstand dauerte beinahe zwei Tage lang; als aber Peter Trouvé befohlen hatte Feuer an's Haus zu legen, überlieferten die Royalisten ihre Waffen bedingungslos. Während der Nacht beschäftigte sich ein auf die Befehle des Generals Travot zusammengekommener Kriegsrath damit, die Gefangenen abzurtheilen. — Peter Trouvé ließ sich die Liste reichen, aber unter all diesen Namen, die im Voraus dem Tode geweiht waren, sah er, daß sich auch diejenigen Margarethens und Claras befanden. — Seine Hoffnung hatte sich treulich erfüllt; er hatte jetzt seine Schuld gegen den Kaiser wieder gut gemacht. Der 23. Juni war der für die Hinrichtung festgestellte Tag. — Unter der Zahl der Verurtheilten befanden sich zwei der Familie Seigneraie nahestehende Edelleute und vier Bauern, Pächter der Margarethe, die sich auf den Ruf der Gräfin um die weiße Fahne geschaart hatten. Frau von Seigneraie war zum Tode verurtheilt worden, wogegen Clara mit Rücksicht auf ihre Jugend sich nur die Strafe einer 20tägigen Haft zugezogen hatte. Sie beklagte, nicht Theil nehmen zu dürfen an dem Schicksal ihrer Tante, versprach aber, sich an den Hals Margarethens zu hängen, so daß man sie lebend nicht davon trennen könnte. — Außerhalb des Gefängnisses stieß eine Masse bewaffneter Menschen, die von Thouars, Parthenay, Niort und Bressuire hergekommen waren, Todesrufe aus und forderte unter Drohung die sofortige Vollziehung des Urtheiles der Kriegscommission. Man fürchtete, daß der Vertrag, welcher mit dem General Lamarque abgeschlossen worden, die Opfer retten möchte, und man erklärte mit größter Entschiedenheit, daß die Patrioten sich eigenhändig Gerechtigkeit verschaffen müßten. — Indessen hatte der Colonel Peter Trouvé, diesen Rang hatte er eben erhalten, sich den Qualen der heftigsten Verzweiflung hingegeben. Andere, als er, waren mit der Bewachung der Gefangenen betraut, seine Aufgabe bestand allein darin, die Landbevölkerung zu entwaffnen und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Es war nun sein festes Vorhaben, Alles aufzubieten zur Rettung der Margarethe und Clara, allein jeder Augenblick des Wartens machte seine Aufgabe schwieriger. Die Menge toste dumpf an den Thoren des Gefängnisses; es war beinahe unmöglich, die beiden Verurtheilten ihrer Wuth zu entreißen. Beide, Margarethe besonders, waren der Gegenstand des größten Hasses beim Volke. Man sagte ganz laut,

daß sie mehrere Bezirke zum Aufstande gebracht hätte und durch Wichtigkeitserklärung der Verkäufe, welche die Nation vorgenommen hatte, die Wiederherstellung des Rechtes der todten Hand und der Feudal-Privilegien hätte einführen wollen. Man fügte noch bei, und das beruhte mehr auf Wahrheit, daß sie beide, wie Soldaten kämpfend, sich am Bürgerkrieg betheiliget und die Erhebung der Bendees aufrecht gehalten hätten.

Man wollte endlich ihre besondere Bestrafung, was man aber nicht gern gestehen wollte, um des Schreckens willen, den die Heldinnen den Anhängern der Revolution verursacht hatten. Wie sollten diese feigen Seelen auch noch einen Zeugen ihrer Schmach am Leben lassen können, um so mehr, wenn dieser Zeuge eine Frau war.

— Der Colonel Trouvé berechnete alle diese Hinderisse, aber keines war im Stande ihn an deren Rettung verzweifeln zu lassen; er überlegt, eher tausendmal den Tod zu erleiden, als daß auch nur ein Haar der Clara oder Margarethe gekrümmt würde. Er hatte zwei Eilboten abgesendet, den einen zum General Travot, den anderen zum General Lamarque um sie um Bewilligung eines Aufschubes zu bitten, aber diese beiden Courriere, obgleich auf verschiedenen Wegen abgereist, hatten ihre Sendung nicht ausrichten können. Unterdeß drängte die Zeit; es war elf Uhr Abends. Die Menge war, anstatt sich während der Nacht zu zerstreuen, nur angewachsen. — Der Colonel Peter Trouvé begab sich in Begleitung eines Soldaten, welcher in einem leinenen Sacke einige Bauernkleider trug, zum Gefängnisse und ließ sich dessen Thüre öffnen. Trouvé trat in das elende Zimmer, wo die beiden Frauen die Stunde der Hinrichtung erwarteten. Beide, weiß gekleidet, knieten am Fuße eines Kreuzes und beteten mit Inbrunst die Sterbegebete. Beim Anblicke des Colonel fuhren sie zusammen, wie der Wanderer, dessen Fuß auf eine Viper stößt; sie sahen in ihm nur den Vollstrecker der Drohungen des Volkshaufens und des vom Kriegsrathe gefällten Urtheiles. Mit Ergebenheit und Schweigen, wenn auch voll Vertrauen harrten sie der kommenden Dinge. Allein Clara schlang ihre beiden Arme um Margarethe und ihr auf den Colonel gerichteter Blick schien zu sagen: Nur todt werdet ihr mich wegreißen.

Peter Trouvé entblößte sein Haupt mit der Kundgebung von Hochachtung und Theilnahme. Darauf erklärte er den beiden Bendeerinnen, daß er, anstatt mit einem Todesauftrage zu kommen, sich zu ihnen begeben, um ihnen den Hafen des Heiles zu öffnen. —

„Die Zeit drängt,“ sagte er zu ihnen, „nehmet diese Kleider und Cocarden und benutzet diesen geheimen Ausweg, der Euch zum Walde führen wird; es blieb mir keine andere Hoffnung, aber diese ist Euch sicher. Ich habe Alles versucht um Euch zu retten.“ — Und welchen Lohn erwarten Sie von diesem Unternehmen, mein Herr?“ fragte Margarethe. — „Ich wünsche nichts Anderes, als das Glück Eurer Rettung.“ — „Aber haben Sie auch wohl die Verantwortung, die Sie treffen wird, erwogen?“ — „Ich habe einzig die Nothwendigkeit, Euch dem Tode zu entreißen, in's Auge gefaßt.“ — „Aber unsere Rettung würde Ihr Verderben sein. Denken Sie nur an die große Strenge der Militärgesetze, an die Wuth dieses Volkes!“ . . . . Und während sie das sagte, wiederholte die Menge fast einstimmig: Zum Tode! Nieder mit den Chouan's! Tod den Royalisten! — Clara, schauernd beim Tosen dieses Sturmes, schmiegte sich fester an Margarethe an. Aber Peter Trouvé antwortete: „Ich setze meine Pflicht, die ich gegen den Kaiser habe, über jene, die ich gegen das Volk habe! Wenn aber meine Ehre auf dem Spiel steht, glaube ich diese heiliger halten zu müssen, als den Schwur, der mich bei Napoleon verpflichtet. Ein Soldat des Kaiserreiches, ein Colonel duldet nicht, daß man Frauen tödtet! er gibt eher sein Leben hin, damit ihr Blut seine Uniform nicht entehre. Redet nur nicht weiter von meiner Person, mein Entschluß ist gefaßt. Das Volk, das in einem Augenblicke die Oberhand gewinnen kann, verlangt Euerer Häupter, ich will sie seiner Rache entreißen. Wie auch Euer Entschluß sein mag, Ihr sehet daß ich sterben muß. Möge mein Tod Euch von Nutzen sein. Nehmet also das Opfer meines Lebens, wo es noch Zeit ist.“

„Junger Mann,“ unterbrach Margarethe. „Wir wollen von einem Soldaten des Usurpators kein Opfer. Seine Theilnahme belästigt uns, sein Schutz entehrt uns. Ich weiß das Gefühl, daß Sie leidet, zu würdigen, ich will glauben, daß es rein ist, aber was nützt es? Gehen Sie und lassen Sie uns sterben! oder vielmehr“ . . . sie stockte, einen Blick auf Clara werfend. — „Reden Sie weiter, weiter Madame!“ — „Sie sehen dieses Kind: Nun wohl! es hat den Tod nicht verdient; nur ich allein habe es auf das Schlachtfeld mitgenommen. Die Richter haben Erbarmen mit ihm gehabt. Wenn aber die Thüren dieses Gefängnisses erbrochen sind, wird auch sie vom Volke ermordet werden. Colonel Trouvé, da ja dies der Rang ist, den Sie in der Armee des Usurpators bekleiden, erretten sie Clara und lassen Sie mich sterben.“ — „Ich sollte Dich verlassen!“ schrie

Clara, „ich sollte Dir untreu werden! Nie und nimmer.“ — „Machet doch um Gotteswillen“, sagte nunmehr der Colonel, „diesem Wortstreite, der uns alle drei tödet, ein Ende. Benutzt doch die Euch dargebotene Aussicht auf Rettung.“ — „Ich sollte mich von meiner Tante trennen!“ versetzte Clara. — „Und ich sollte gerettet werden“, unterbrach Margarethe, „während diejenigen, welche ich zum Kampfe geführt habe, mit den Waffen in der Hand gestorben sind oder ihre Todesstrafe erwarten. Erwarten Sie das nicht. Ich habe ihr Unglück verschuldet, ich werde auch meinen Theil daran nehmen.“ — „Oh! Bedenken Sie noch einmal...“ „Colonel, sagte Margarethe mit würdevoller Kälte, „nur was Gott gefällt wird kommen... Nun lassen Sie uns in Ruhe! wir haben nur noch wenige Augenblicke zu leben und wollen uns darauf vorbereiten, vor unserm höchsten Richter zu erscheinen, der voll Erbarmen ist.“ — Als sie noch sprach hörte man ein letztes, unheimliches Geräusch; die Thüren des Gefängnisses stürzten, vom Volke niedergerissen mit Krachen zu Boden; die Menge stürzte sich in die Gänge, erbrach die Gefängnißzellen und suchte nach den Opfern. Einige Soldaten, verwundet und halb entwaffnet kämpften vergeblich. Die Frauen von Seigneraie warfen sich auf die Kniee. — „Halt!“ schrie Peter Trouvé mit einer Stimme, die stärker war als die des Volkes, gewaltiger als das Geklirr der Piquen und der Wiederhall des Sturmbockes. — „Auf Soldaten Napoleons, Seid muthig in der Gefahr und laßt uns sterben für unsere Ehre!“ — auf den Ruf ihres jungen Colonel machten die Grenadiere eine letzte Anstrengung und fällten das Bajonett gegen die Menge. In diesem engen Raume reichten einige beherzte Männer hin, eine große Menge der Anstürmenden aufzuhalten. Die Hoffnung Peter Trouvé's wurde nicht getäuscht. Der Kampf dauerte zwei Stunden, es waren aber auch Stunden der tödtlichen Angst für die Verurtheilten. —

Endlich traten drei Compagnien, die aus Nirot gekommen und für die Hinrichtung des folgenden Tages bestellt waren, in das Dorf und säuberten den Gefängnißplatz. Die Menge glaubte sich als sie vorn und im Rücken angegriffen wurde, verloren. Der Ruf: Kette sich wer kann, zerstreute sie, und das Gesetz behielt die Uebermacht, — aber welches Gesetz! Großer Gott! das Gesetz, welches bei Tagesanbruch dem gefällten Richterspruche gemäß, diejenigen Opfer, um die man mit der empörten Menge sich gestritten hatte, hinrichten sollte. Am frühen Morgen wurde Alles für die Hinrichtung zubereitet. Der tapfere Trouvé konnte das nicht mehr hindern; er war nämlich

mit drei blutigen Wunden vor dem Thore von Clara's Gefängniß niedergefallen, aber Clara wenigstens war noch am Leben. — Da auf einmal vernimmt man von der andern Seite Thouet's den Schall der Trompeten. Das rührte her von einer Escadron des 7. Mänenregimentes, welche in gesprengtem Galopp von Chollet herkam. Auf ihrem ganzen Durchzuge verbreitete sich eine unheimliche Nachricht. Man erzählte, die große Armee sei am 18. vor Mont-Saint-Jean, einige Stunden von Brüssel, geschlagen worden; daß der Kaiser, der allein nach Paris zurückgekehrt wäre, abgedankt hätte; daß dies der Telegraph kurz vorher nach Nantes gemeldet hätte. Diese Mittheilungen, welche die Einen freudig, die Andern traurig stimmten, waren begründet. Das französische Kaiserreich war soeben zum zweiten Male zusammengestürzt. — Nun war keine Rede mehr von Ausführung der Todesstrafe an den Verurtheilten. Die Napoleonisten von panischem Schrecken ergriffen, verschwanden wie durch Zauber. Die Thore des Kerkers öffneten sich den Anhängern des Königthums. Trouvé, der zwischen Leben und Tod wegen seiner Wunden geschwebt, hatte von diesem Wechsel nichts erfahren. Als er erst die Geistesgegenwart wiedererlangt, daß er im Stande war, die Ereignisse, die sich so rasch gefolgt waren, zu vernehmen, war Napoleon schon als Gefangener an Bord des Bellerophon und die Damen von Seigneraie kehrten im Triumphe zu ihrem Schlosse heim; es war der 5. Juli; drei Tage später kam Ludwig XVIII. nach Paris zurück und die Allirten schrieben Frankreich Gesetze vor. — Diese Ereignisse bereiteten den Anhängern Napoleons große Schwierigkeiten. Auf allen Punkten sahen sich die Männer der Hundert Tage gehezt wie wilde Thiere und gezwungen die Flucht zu ergreifen. Mey, Labédoyère, Mouton, die beiden Faucher und andere bezahlten mit ihrem Leben die gegen Ludwig XVIII. verübte Treulosigkeit während der Ereignisse des Jahres 1815. Eine große Zahl ihrer Mitschuldigen wurde genöthigt, sich sicherer Verurtheilung zu entziehen. Allenthalben forderte die Reaction viele Opfer und die Freunde Bonopartes irrten auf's Geradewohl umher und suchten, oft vergeblich, ein Asyl gegen ihre Richter und Zuflucht vor dem Hunger. — Clara und Margarethe dachten, ungeachtet des Glückes, welches ihnen die Rückkehr des Fürsten verschaffte, weniger daran, sich zu erfreuen, als das Gelübde zu erfüllen, das sie in dem Augenblicke, da sie beinahe vom Volke hingemordet worden, vor einem Kreuzbilde gemacht hatten. Sie hatten Gott, ihrer makellosen Himmelsmutter und ihren heiligen Engeln gelobt,

sich drei Jahre lang der Pflege der Kranken und Gefangenen weihen zu wollen. Dieser Verpflichtung nachzukommen, begaben sie sich nach Poitiers, wo zahlreiche Unglückliche ihre Liebe anriefen. — Eines Tages wurden sie ins Gefängniß eines Napoleonisten gerufen, der zum Tode verurtheilt und in drei Tagen hingerichtet werden sollte. Dieser noch junge und schöne Mann hatte vor dem Kriegsrathe die Nennung seines Namen verweigert, aber zahlreiche Zeugen hatten ihn als einen der erbittertesten Gegner des Königthums kennen gelernt, und er wurde beschuldigt, mehrere Höfe und Schlösser zerstört zu haben. Kaltblütig und wegwerfend hatte dieser Soldat, der übrigens erschöpft war durch frische und schwere Wunden, ohne eine Miene zu verziehen sein Todesurtheil angehört und hatte dem Richter nur geantwortet mit dem Rufe: Es lebe der Kaiser! Eine solche Entschlossenheit gab zu denken und man beeilte sich die königliche Sache von einem so gefährlichen Schwärmer zu befreien.

Als Margarethe und Clara zu dem Gefangenen kamen, lag er auf dem feuchten Stroh des Gefängnisses und wand sich wie ein Löwe in seinen Ketten. Sie versuchten durch freundlich sanften Zuspruch seine Erregtheit zu dämpfen. Aber er sprach wie im Fieberwahnsinn nur von Napoleon und der großen Armee. Mit beiden Händen preßte er den Stern der Ehrenlegion, den Napoleon ihn eigenhändig unter den Mauern Dresdens angelegt. Die Frauen von Seigneraie erwarteten mit Ungeduld das Ende dieser gereizten Stimmung. Margarethe kniete am Fenster und betete für den Leidenden. Clara musterte mit prüfenden Blicken die Waffen des Gefangenen und ein sehr feines Notizbuch, das auf dem Tische lag. Der Name Clara, der auf dem Umschlag in deutlichen Buchstaben zu lesen war, schien sie zu dieser Unbescheidenheit zu ermächtigen. Clara las diese Seiten, welche der Gefangene so zu sagen nur mit ihrem Namen angefüllt hatte, bis zu Ende. Sie sah und begriff, welche Empfindungen sie bei diesem Unglücklichen hervorrief. Ihre thränenfeuchten Augen wandten sich darauf zu dem Unglücklichen Peter Trouvé, denn er war es und sie hatten ihn in der Uniform eines einfachen Soldaten wiedererkannt und zum ersten Male hielt sie ihre Gedanken für sich geheim.

Als Margarethe aufstand, gingen die Beiden heraus, in der Hoffnung, daß die Nacht dem Kranken ein wenig Ruhe bringen würde. Clara bemerkte nun ihrerseits, daß eine fieberhafte Aufregung sie beherrschte. Ihr Herz schlug in ihrer Brust, als wenn es zerspringen sollte. Was sollte sie nun thun? Wie konnte sie den Unglücklichen,

dem sie das Leben dankte, dem Tode entziehen? Wie sollte sie ihrer Tante das Geheimniß einer Leidenschaft offenbaren, die ein Mensch aus dem gewöhnlichen Volke, ein, es so zu sagen, unsinniger Soldat für die Erbin aus altem adeligen Geschlechte zu fassen gewagt hatte. — Des andern Tages ließen sich die beiden Damen die Thoren des Gefängnisses öffnen. Jetzt verborg der Gefangene nicht mehr sein Antlitz in den Händen, das Fieber war verschwunden; er war ruhig und stolz, wie ein Soldat im Kriegsmantel am Tage vor der Schlacht. Für Peter Trouvé war auch des andern Tages eine Schlacht, aber eine solche, aus welcher er nicht mehr zurückkehren sollte. Als ihn Margarethe wiedererkannt hatte, konnte sie ihre Rührung nicht be-  
 meistern. „Sind Sie es Colonel?“ sagte sie mit leiser Stimme. Peter Trouvé erkannte, als er die Augen öffnete die Frauen von Seigneraie und verbeugte sich erröthend. — „Hören Sie,“ sagte Margarethe, in deren Seele schnell ein Gedanke aufgetaucht war, zu ihm, hören Sie, es gibt noch eine Hoffnung.“ — „Keine Hoffnung!“ sagte der Colonel mit trüber Miene. — „Unsere Rollen sind sehr verändert,“ versetzte Margarethe. — „Vielleicht weniger als Sie denken,“ erwiderte der Colonel. — „Sie haben uns retten wollen; — was sage ich, Sie haben dem Tode getrotzt um unser Leben zu erkaufen. Diese ehrenvolle That wurde nicht vergessen. Wir werden sie zu vergelten wissen.“ — „O! ich bin glücklich, wenn ich beklagt und betrauert sterbe; lassen sie mir den Tod, ich sehne mich danach.“ — „Ich besitze einen unbeschriebenen Begnadigungsbrief, der vom Könige unterzeichnet ist und Se. königl. Hoheit hat mir kund thun lassen, daß diese Gnade demjenigen der Verurtheilten, den ich bezeichnen würde, gewährt werden sollte. Indem ich diese Begünstigung nachsuchte, hatte ich, ich will es Ihnen nur gleich sagen, mein Augenmerk auf Sie gerichtet. Es ist eine Art Wiedervergeltung für Ihre Wohlthat. Sind Sie damit zufrieden?“ — „Nein Madame,“ war die Antwort. — Ein krampfhaftes Zittern überfiel Clara bei diesen Worten. — „Was?“ sagte Frau von Seigneraie, „Sie stoßen meine Hilfe zurück? Ich wenigstens hatte Ursache sterben zu wollen, aber Sie — Sie —.“ „Madam“, fiel Peter Trouvé ein, „indem ich Sie rettete, löste ich die doppelte Pflicht der Ehre und der . . . .“ einhaltend schaute er auf Clara. Die Gräfin verstand sein Schweigen und großer Unwille bemeisterte sich ihrer. Sie richtete die Augen auf Clara und sah ein, daß es Zeit wäre, diesem Beisammensein ein Ende zu machen. „Hören Sie,“ sagte sie mit strenger Stimme, „bleiben Sie Herr ihrer

Worte und Gedanken. Ich kann Sie retten; es wird hinreichen, ihren Namen unten auf dieses Bittschreiben zu setzen; das ist aber reine Gnade. Hören Sie auf mich und erhalten Sie ihr Leben, aber ohne Bedingungen.“ — „Madam“, sagte Peter Trouvé, „das Leben ist mir zur Last und wenn sich meine Seele von dem Körper hätte trennen können, würde sie mit dem Kaiser in die Verbannung gezogen sein. Als Soldat und Kind aus dem Volke bin ich von einer so unbekanntem Herkunft, daß ich nicht einmal die Namen meiner Eltern kennen gelernt habe. Nun weiß ich wohl, wie groß meine Verwegenheit ist, wenn ich das Leben, das Sie mir sichern wollen, nur unter der Bedingung noch weiter wünsche, daß ich eine Verbindung mit Clara zugesichert erhalte. Nur um diesen Preis, wünsche ich zu leben.“

— Clara warf sich zitternd und verwirrt auf die Knie; aber Frau von Seigneraie bewegt und beleidigt bis in's Tiefste ihrer vendeeischen Herzneigung, konnte nur mit Mühe eine Haltung von Verachtung und Stolz an den Tag legen. — „Sie haben nur noch einen Tag Bedenkzeit“ sagte sie, „aber das ist ausgemacht, unter der gestellten Bedingung würde ich selbst Claras Rettung verweigern.“

Des andern Tages begaben sich die Frauen von Seigneraie eine Stunde vor der Hinrichtung nochmals zu dem Gefangenen, — „Madam“, sagte dieser zu Margarethe, wir haben uns beide verstanden; es bleibt mir nur noch übrig, ihnen Lebewohl zu sagen.“ — „Unsinniger“ sagte Margarethe; dies war die einzige Antwort. Aber Clara schrie entsetzt auf: „Nein, nein, Sie dürfen nicht sterben, Sie werden nicht sterben; Sie sollen leben und sie soll uns beiden Mutter sein.“ Sie umfaßte die Kniee Margarethens; aber zum ersten Male stieß Margarethe sie barsch zurück indem sie sagte: „Entferne Dich und entehre mich nicht.“ — Darauf erhob sie sich und rief: „Ich habe mein letztes Wort gesprochen.“ — In diesem Augenblicke schlug der Tambour die Trommel in dem Gefängnißhose, und vier mit Flinten bewaffnete Männer suchten den Gefangenen um ihn zum Tode zu führen. — Clara war ohnmächtig in einem Winkel des Gefängnisses gefallen. — „Madam“, sagte Peter Trouvé, „vergessen Sie doch jetzt meinen verwegenen Ehrgeiz und verzeihen Sie dem, der im Begriffe ist zu sterben. Und zum Zeichen der Verzeihung,“ fügte er mit lieblichem Lächeln hinzu, „bitte ich Sie, dieses kleine silberne Kreuz annehmen zu wollen. Es ist ein sehr seltsames Geschenk von Seite eines Soldaten, und ich gestehe es, daß dieses nicht so sehr ein religiöses Andenken ist, als vielmehr die theuerste Familienerinnerung; es ist Alles, was

mir von meiner Mutter, die ich nie gekannt habe, geblieben ist.“ — Margarethe nahm zitternd das Kreuzchen, alsbald, zwar seit 20 Jahren zum ersten Male, erröthete ihr Antlitz. — „Das ist von Ihrer Mutter,“ sagte sie mit Güte, „und Sie haben dieselbe nie gekannt?“ — „So ist es Madam; in meiner Kindheit wurde ich von einem Soldaten der Garnison von Mainz aufgenommen, und dieser hatte mich, wie man sagte, aus den Wellen errettet. Dieses silberne Kreuzchen war das einzige Zeichen, welches mich kennbar machte: es konnte nicht dazu dienen, meine Familie zu finden. Der gute Soldat von Mainz und seine Frau, eine arme Marktenderin, hatten Erbarmen mit mir und nannten mich Peter Trouvé. „Dieses letzte Wort,“ sagte er mit ein wenig Scham, „kündigt an, welcher Menschenklasse ich von da an angehörte.“ — „Und Sie haben nie Ihre Mutter gekannt?“ versetzte Margarethe; während dessen schrie der Thorhüter: „Auf! Beeilen sie sich! — „Nein, Madam, ich wiederhole es nochmals,“ sagte Peter Trouvé als Antwort auf Margarethens Frage. — Und Margarethe näherte sich, von einer schwierig auszudrückenden Aufregung ergriffen, dem Gefangenen und betrachtete seine Augen. Ihre Züge drückten dann eben so sehr Zweifel, als Schrecken aus. Die Unglückliche rang die Hände. — Auf einmal kam ihr ein Gedanke, wie eine plötzliche Erleichterung, — sprechen aber konnte sie nicht. Ihr Gebahren allein verkündete den Zustand ihrer Seele. Alle diese Dinge wickelten sich mit der Schnelligkeit eines Blitzes ab; ich aber bin genöthigt, es etwas ausführlicher wiederzugeben. — Margarethe, sage ich, legte ihre Hand auf die Stirne des jungen Colonel; dann ließ sie, sie mit einer plötzlichen Bewegung heruntergleiten und entfernte die Kleidung, welche die rechte Schulter Peter Trouvé's bedeckte. — „Peter,“ sagte sie darauf, nachdem sie sie betrachtet hatte. — „Peter . . .“ — „Nun! Madam,“ sagte der Colonel seltsam bewegt, — „Du bist mein Sohn. . .“ Und indem sie mit der einen Hand das silberne Kreuz, mit der andern eine große Narbe zeigte, die auf der Schulter des Colonel noch klar kennbar war, wiederholte sie: „Du bist mein Sohn . . . Du bist Armand von Seigneraie . . . Du wirst nicht sterben . . .“ — Dann fielen sich die Beiden an die Brust und hielten sich lange einander unter Thränen umschlossen. — Margarethe erhob sich zuerst und wandte sich dann zu dem Offizier, der die Hinrichtung beschleunigen wollte und entrollte vor seinen Augen den vom Könige unterzeichneten Gnadenbefehl. Der Offizier verbeugte sich, glücklich dem Befehle seines Fürsten nachzukommen und einen Tapfern am Leben zu erhalten. —

Wir wollen Verzicht darauf leisten, die folgenden Scenen auszumalen. . . . . Drei Jahre später, denn die Gelübde, welche Clara und Margarethe zu dem Dienste in den Hospitälern verpflichteten, wurden pünktlich erfüllt, — drei Jahre später, sage ich, war das Schloß Seigneraie in Festkleidern. — Als nun eine zahlreiche Gesellschaft in dem großen Saale um die glückliche Margarethe versammelt war, sah man Peter Trouvé in Colonelsuniform eintreten; er reichte der glückstrahlenden Clara, die mit einem weißen Schleier und Hochzeitsblumen geschmückt war, die Hand. Der Ceremonienmeister verkündete: „Da kommen der Graf und die Gräfin Armand von Seigneraie.“

---

## Beiträge zur Geschichte der Herrschaft Gimborn-Neustadt oder des sog. Schwarzenburger Ländchens.

Das Schwarzenburger Ländchen schließt nach heutiger Eintheilung in sich die Bürgermeistereien: Gimborn (Hülfsbusch), Summersbach, Marienheide (Müllenbach), Neustadt (Lieberhausen, Bidenest) und Ründeroth. Woher stammt nun aber der Name „das Schwarzenburgische?“ Er kommt von der fürstlichen Familie Schwarzenburg, die jenes Land von 1610—1782 zum Theile, und von 1630 ganz besessen hat. Es ist das jene Schwarzenburgische Familie, die ungefähr ein Jahrtausend hindurch die größten Verdienste um Staat und Kirche aufzuweisen hat. Als fürstlicher wurde 1771 am 15. April Carl Philipp geboren, der 1813 als Oberbefehlshaber der verbündeten Armeen bei Leipzig Napoleon schlug. Sein Neffe ist der Cardinal Prinz Friedrich Schwarzenburg, Fürsterzbischof von Prag, dessen Großvater Gimborn verkauft hat. Er ist 1809 geboren und seit dem 1. Februar 1836—1849 Fürsterzbischof von Salzburg. Sein Vater, der 1769 geboren wurde, war Erbprinz von Gimborn; doch jetzt soll die Geschichte von Anfang beginnen.

Gimborn-Neustadt, dessen Centrum Summersbach bildet, wurde vor Christi Geburt von den Sigambem bewohnt. Dieses Volk wohnte zwischen Sieg und Ruhr. Cäsar führte Krieg mit ihnen, doch muß es ihm bitter schlecht ergangen sein, denn schon nach 14 Tagen machte er sich über den Rhein zurück aus dem Staube. Zur Erinnerung

hieran hat Remshagen, welches zum Schwarzenburgischen gehört, seinen Namen. Nach Christus wohnten hier Stammverwandte der Sachsen, welche so ziemlich die Agger zur Grenze ihres Landes hatten. Spätestens im Anfange des achten Jahrhunderts sind die Bewohner durch den hl. Suitbertus aus dem Heidenthume zur katholischen Kirche bekehrt worden. Dieser Heilige kam aus Irland, um Apostel des bergischen Landes zu werden. Welch' eine Begeisterung und Opferwilligkeit hatte dieser Mann für die Bekehrung der Heiden, und es gibt viele Katholiken, die kaum ein Almosen für die Heidenmission entbehren wollen. Suitbertus starb am 1. März 717.

Gummersbach war in der ersten Zeit der Bekehrung die einzige Pfarrkirche. Sie hatte wie Lindlar den hl. Severinus, Erzbischof von Köln, zum Patron; es dürfte dieses auf noch eine frühere Errichtung als 700 schließen lassen. Zweifellos bestehen diese beiden Kirchen, die stets zugleich in den ältesten Urkunden erwähnt werden, seit dem achten Jahrhundert. In Lindlar ist noch eine besondere Nachricht im dortigen Pfarrarchive, wonach Ida, Jungfrau von Heiligenhoven, um diese Zeit eine Schenkung an die Kirche von Lindlar gemacht hat. Im Jahre 1109 verringerte der Erzbischof Friedrich von Köln zu Gunsten des Severinstiftes in Köln, dem die Pfarre Gummersbach unterstellt war, die an den Bischof zu zahlende Kirchensteuer von 2 Pfund auf 10 Schillinge, das sind 15 Thaler, unter Zustimmung des Archidiacons Siegfried in Bonn. 50 Jahre später vermacht ein Werner von Ber(g)hausen der Kirche des hl. Pankratius auf dem neuen Berge 20 Morgen Land mit Haus und Hof. Diese Schenkung ist im Jahre 1160 auf dem Schlosse Neuenberg in Gegenwart des Herzogs Adolph von Berg vollzogen worden; am Schlusse heißt es: „In dem Jahre, in welchem mein Sohn Engelbert unter dem ruhmreichen Kaiser Friedrich Barbarossa vor Mailand kämpfte.“ Das Jahr 1174 bringt uns ein wichtiges Urkundenstück über Gimborn-Neustadt. Es vermeldet, daß der Propst Conrad von St. Severin in Köln dem Grafen Engelbert von Berg, der auch Schirmvogt des Stiftes war, den Zehnten dieses Gebietes abgetreten habe, theils wegen der Schwierigkeit des Ein sammelns, theils wegen der „Härte,“ die jenem Volke zur Natur geworden (*propter illius nationis naturalem duritiam*). Ich enthalte mich jeder Bemerkung über den angeführten Beweggrund; später wird eine Mittheilung des Predigers von Steinen zu Gummersbach diese Notiz begreiflich machen. Der betreffende Zehnte indeß bezog sich auf folgende Orte mit nebenstehendem Quantum:

Gelepe (Bürgermeisterei Gimborn) zahlt 4 Mark kölnisch; Ruinede, Rhode (Künderoth) zahlte 28 Schillinge; Müllenbecke 26 Schillinge; Summersbracht 6 Mark; Widinust 3 Mark; Meydardishagen (Meinerzhagen) 3 Mark; Lieburgehufen 18 Schillinge. Binterim führt in seiner „alten und neuen Erzdiöcese Köln“ ein Verzeichniß der Pfarren aus dem Ende des zwölften Jahrhunderts an; dabei finden sich folgende Kirchen und Kapellen im sog. Schwarzenburgischen: Subirbrecht (Summersbach) mit 6 Mark 8 Schilling Einkommen; Rumeroyde mit Kapelle hat 30 Schillinge; Luberthufen mit Kapelle hat 22 Schillinge; Müllenbach hatte um diese Zeit also noch kein Gotteshaus.

Bis zu dieser Zeit war Gimborn-Neustadt ein Bestandtheil des bergischen Landes; 1273 den 28. Januar aber wurde dieses Gebiet vom Grafen Adolph von Berg dem Grafen Engelbert von der Mark als Pfandschaft verschrieben. Letzterer hatte nämlich die Schwester des Grafen Adolph Namens Jungard geheirathet; diese sollte nun eine Mitgift von 2000 Mark erhalten; dafür wurde Gimborn-Neustadt übergeben, bis die 2000 Mark baar ausgezahlt würden. Da Letzteres nie geschehen, blieb Gimborn bei der Mark, bis 1273 aber war es bergisch, was insofern Wichtigkeit hat, als dieses Gebiet am bergischen Schulfonds berechtigt sein mußte; um 1273 bestanden ja schon lange die bedeutendsten Klöster und Stifte im bergischen Lande, wie Altenberg und Siegburg, aus welchen der bergische Schulfonds hergekommen. Als Gimborn-Neustadt in den ersten 20 Jahren nicht eingelöst wurde, bemühte sich der Graf von der Mark seinen Besitz zu schützen und er ließ deshalb 1301 durch seinen Amtmann Rütger von Altena Schloß und Stadt Neustadt (Neapel) erbauen; befestigt wurde Neustadt 1553 durch den Amtmann von Plettenberg, nachdem Adolph von der Mark das unbedingte Eigenthumsrecht sich gesichert hatte. Um diese Zeit wohnte auf dem Schlosse Gimborn, welches ein Lehen von St. Gereon in Köln war, seit unvordenklichen Zeiten die Familie von Gimborn, noch den Beinamen Gremwel oder Gremwell führend. 1407 wird in der Sühne zwischen dem Jungherzoge von Berg Adolph auf einer zwischen dem Johannes von Soon zu Steinsburg und dem Junggrafen zu Sayn Herrn zu Homburg auf der andern Seite Johannes Gremwel von Gimborn als Kampfgenosse des Adolph von Berg erwähnt. 1411 am 19. April tritt Johannes von Gimborn als Zeuge auf in dem Schiedsgerichte, welches Herzog Reinald von Jülich zwischen dem Erzbischof Friedrich III. von Köln und Adolph von Berg fällt.

Schließlich kommt dieser Johannes von Gimborn 1437 den 27. Juni in dem Friedensschluß auf Lebenszeit zwischen den Brüdern Adolph von Cleve und Gerhard von der Mark vor, wo er mit sämtlichen Amtleuten und Adelligen der Mark gutheißet, daß Gerhard die Mark bis zu seinem Tode besitzen solle, daß sie aber nach dessen Tode an Cleve übergehen solle. Johannes von Gimborn hatte keine männlichen Nachkommen; seine Tochter Adelheid heirathete Bernhard von Burtscheid. Dieser kommt 1437 als Zeuge des Herzogs Adolph von Jülich vor, der ihn „lieben getreuen Herrn von Burtshiz“ nennt. Dessen Tochter Margaretha heirathet Bertram von Nesselrode zu Ehrenstein, der auch Amtmann zu Neustadt war. Dieser wurde Eigenthümer von Gimborn durch Erbschaft seiner Frau und ein für diesen Besitz geleistetes Darlehen. Da Nesselrode aber keine Kinder hatte, übertrug er Gimborn als erbliches Eigenthum seinem Schwager Dietrich von Burtscheid, der Herr zu Clermond war für seinen Sohn Bertram und Anna Nesselrode, Gattin des Letzteren. Es geht dieses hervor aus einem Urkundenstücke von 1509 den 9. September, wodurch von Burtscheid Gimborn als Offenhaus für den Herzog Johann von Cleve als Grafen von der Mark erklärt. Bertram von Burtscheid starb am 1. Juli 1537 ohne Erben und jetzt kam Gimborn an den Enkel der Tante Bertrams von Burtscheid, Namens Wilhelm von Harf zu Alsdorf. Die Tante Bertrams von Burtscheid, Schwester des Dietrich von Burtscheid, Namens Sophia, hatte Wilhelm von Quadt, Sohn des Lutter von Quadt, Herrn zu Tomberg und Landskron geheirathet; deren Tochter Margaretha von Burtscheid heirathete Johannes von Harf zu Alsdorf. Aus dieser Ehe stammt Wilhelm von Harf, der 1538 als Erbhofmeister des Herzogthums Jülich in den Urkunden vorkommt. Er erhielt Gimborn 1537 als der Enkel Sophia's von Burtscheid, die eine Tochter der Adelheid von Gimborn war; er erhielt auch die Hofmeisterwürde in Jülich, wie sie früher der Besitzer von Gimborn, Dietrich von Burtscheid, Bruder der genannten Sophia besessen. Wilhelm von Harf nahm 1520 zur zweiten Gemahlin\*) Hellenberg von Plettenberg, Tochter des Robert von Plettenberg zu Laaf und der Margaretha von Binsfeld. Von diesen stammten ein Sohn und 4 Töchter\*\*), von Letzteren war Anna die Älteste, sie erhielt Gimborn als Erbtheil. Dieses brachte sie 1550 dem Freiherrn Wilhelm II. von Schwarzenberg in die Ehe.

\*) Die erste Gemahlin war Alvert, Tochter zu Drachenfels.

\*\*\*) Sie hießen: Wilhelm, Anna, Johanna und Elisabeth Hellenberg.

Bevor wir die Geschichte der Schwarzenberger auf Gimborn weiter verfolgen, soll noch mitgetheilt werden, welche Männer die Stelle eines Amtmannes in Neustadt bekleidet haben bis zum Jahre 1630, in welchem der Graf Schwarzenberg das ganze Gebiet als reichsunmittelbares Lehen erhielt.

Nach dem früher genannten Gerhard von Plettenberg, der den Bau von Neustadt vollendete und die Stadt befestigte (er hat auch Klusenstein und Neuenrade bauen lassen und starb 1380), kommt als Amtmann vor Rütger von Neuhoff, von dem Neuenhofe, in alten Urkunden hat er den Beinamen „der Taube (de Duwe)“. So heißt es unter Anderm in einer alten Urkunde vom Jahre 1427 Saterdag na Sint Valentin haben Corf de Keteler und Fried. de Keteler ihre Güter in der Beste Gummersbach und Kirchspiel Lieberhusen verkauft an Rütger vom Neuenhofe, geheiten de Duwe. Derselbe Beiname wird ihm gegeben in einer Urkunde vom Jahre 1424. Dieser bewahrte im Jahre 1404 Namens des Grafen Adolph von Cleve das Schloß Neustadt und hielt sich sehr tapfer. Er nahm im Dienst seines Herrn die Wolfsburg in Hessen ein, sowie die Stadt Lennep im Bergischen und streifte mit seinen Leuten bis vor Mühlheim a. R. Hierdurch wurde der Graf bewogen, daß er ihn zu seinem Rath, auch zu seinem Amtmann zu Neustadt, Lüdenscheid und Brekerfeld machte. In den Urkunden kommt dieser Rütger von Neuenhof im Jahre 1437 vor. Im Jahre 1456 wird Ruprecht Stael von Holstein von Johann, Herzog von Cleve und Grafen von der Mark, zum Amtmann über Schloß, Stadt und Amt Neustadt und Beste Gummersbach ernannt, und beschwört am 20. Mai gedachten Jahres den Burg-, Stadt- und Landfrieden, den seine beiden Vollmachtgeber am 13. Januar gedachten Jahres 1456 für das Land von der Mark aufgerichtet haben. Ruprecht tritt zum letzten Male am 3. September 1461 auf. Er bekleidete damals die höchste Stelle des Landes, die eines Lehnstatthalters der Grafschaft Mark und des Sauerlandes, und belehnt als solcher Heinrich Mutekart von den Dornen mit dem Gute Giesenberg, im Kirchspiele Herne, Amt Bochum. Er starb Ende des Jahres 1461, oder im Januar 1462, denn sein Sohn Lutter sagt in einer Urkunde vom 2. Februar 1462, sein Vater sei kürzlich gestorben. Unmittelbar nach dem Tode des Vaters Ruprecht erhielt sein ältester Sohn Neveling aus der Hand des Herzogs das Amt Neustadt und Gummersbach. Am 5. Februar 1462 schwört er den Diensteid. Darin heißt es unter Anderm: Ich Neveling Stael thue kund, daß ich nach dem kürzlichen Ableben meines

Vaters Stadt und Amt Neustadt und Beste Gummersbach als Amtmann zur Verwaltung erhalten habe, daß ich als solcher „das Slott der Nyherstatt“ bewohnen soll u. s. w. Seiner Wohnungspflicht scheint Neveling im Allgemeinen nachgekommen zu sein, denn, nachdem er sich 1462 und 1463 mit seinen Brüdern über das väterliche Erbe auseinandergesetzt hat, finden wir ihn nur in Neustadt, wo er sich der Rechte seines Landesherrn und dessen Unterthanen recht warm annimmt, wie aus mehreren seiner Briefe hervorgeht. So schrieb er am 29. Juni 1466 an die Stadt Köln im Interesse des Adolph von E(r)clinghagen, den der Kölner Münzverein Mais von Benrode in die Haft hatte bringen lassen, einen eingehenden und energischen Brief. Am 2. September 1471 wendet er sich in einer Angelegenheit des Arztes Gerhard an Herzog Johann. Im Jahre 1470 ist er mit dem Herzog von Cleve in Prozeß; letzterer läßt wegen Schadenansprüche, betreffend das Amt, Neustadt ein Gut Nevelings im Amte Blankenstein vor dem Gerichte zu Hattingen mit Arrest bestücken und sich zuschlagen. Am 2. November 1477 wird uns sein Tod bestätigt in einem Heirathskontrakte, den Konrad von dem Bitinghoven genannt Schele mit Batha der Tochter Nevelings vollzogen hat. Auf den Neveling folgte als Amtmann Johann von der Leien oder Ley. Der Name von der Leien oder Ley kommt von dem Hause Ley zwischen Kaiserau und Engelskirchen. Die Erbtöchter dieses Hauses hatte sich mit einem der schon genannten von Neuhof (ein Rittersitz am Elspenbach, eine halbe Stunde von Lüdenscheid) verhehelicht. Daher der Name Neuhof von Ley, zuweilen auch von der Leien allein. Johannes von Ley hatte eine Marie von Holstein zur Frau; er wird im Landesprivilegium des Amtes Neustadt von 1490 am Samstag nach St. Agnetentag als der Amtmann von Neustadt bezeichnet, an den die Einwohner 900 Gulden zahlen sollten. Für die Zukunft wird dann Steuerfreiheit zugesichert, nur im Falle der Noth solle eine Steuer neu erhoben werden. Dagegen hätten die Einwohner freie Jagd und Fischrecht, falls sie aber „Hirte, Hunden, Kee und Swyne“ erjagen sollten, der vierte Fuß dem Amtmann gebracht werden. Wie lange der Johannes von der Leien Amtmann gewesen ist, läßt sich nicht feststellen. Im Jahre 1505 wurde der schon erwähnte Bertram von Nesselrode als Amtmann eingesetzt. Dieser hatte dem damaligen Herzoge von Cleve und Grafen von der Mark, Johann dem Zweiten, mit dem Zunamen des Barmherzigen ein Darlehen von mehreren Tausend Gulden vorgestreckt. Dafür erhielt er eine Pfandverschreibung auf die Landes-

herrlichen Einkünfte des Amtes Neustadt. Johann der Zweite, der Barmherzige genannt, hat dadurch, daß er den Dominikanern zu Marienheide\*) verschiedene Privilegien ertheilt hat, seine Barmherzigkeit gezeigt. Im Jahre 1513 finden wir ihn noch als Amtmann thätig. Neben dieser Würde war er zugleich Erbmarschall von Berg. Als solcher besiegelte er 1496 die jülichche Landesvereinigung. Er stiftete mit seiner Gemahlin Margaretha von Burtscheid, Tochter des Leonhard von Burtscheid und der Alcidis von Gimborn (die letzte einzige Erbtöchter des Hauses) das Kreuzbrüderconvent zu Erenstein und das Gasthaus zu Otgenbach. Im Jahre 1529 wird als Droft zu Neustadt Hermann Varenhagen, der zugleich Droft zu Iserlohn war, erwähnt. Diese Erwähnung kommt vor in dem Auszuge aus dem alten Süderländischen Markenbuche, die Jagdgrenzen des Amtes Neustadt enthaltend. Dieses Document ist abgefakt am zweiten Werkstage nach dem Feste des hl. Hubertus genannten Jahres. Am Schluffe des Aktenstückes wird zum Jahre 1519 ein Jörgen von Neuhoff als Droft von Neustadt erwähnt. Jakob von Neuhoff kommt 1530 als Droft von Neustadt vor. Im Jahre 1570 wird Stephan, Herr zu Neuhoff, Horstmar, Neuenburg, des Herzogs Wilhelm zu Jülich, Cleve Küchenmeister als Droft zu Neustadt angeführt. Gert von Neuhof zu Böngelscheid, Herr zu Rahde, Gelinde, Grevel, ist im Jahre 1598 Droft zu Neustadt, im Jahre 1613 Melchior von Langenberg Amtmann. Dieser war der erste Amtmann, der von Kurbrendenburg angestellt worden, nachdem es die Mark aus der Jülich'schen Nachlassenschaft vorläufig an sich genommen. Diesem folgte bis zum Jahre 1623 auf ein Jahr Leopold von Neuhoff, Herr zu Neuenhose, kurbrendenburgischer Rath. Nachdem nun Gottfried von Langenberg 1623 auf ein Jahr Amtmann gewesen, folgte ihm 1624 Wilhelm von Neuhoff, genannt Ley bis 1630, wo Adam von Schwarzenberg das ganze Gebiet als eigene Herrschaft zum Lehen erhielt. Es ist schon erwähnt worden, wie Wilhelm von Schwarzenberg durch die eheliche Verbindung mit Anna von Harff Schloß Gimborn als Eigenthum erhielt. Woher stammen nun die Schwarzenberger? Diese Frage muß nun kurz beantwortet werden. Sie stammen aus dem Geschlechte derer von Seinsheim in Franken. Erkinger von Seinsheim kaufte 1420 die Herrschaft Schwarzenberg in Franken. 1429 den 10. August wurde derselbe vom Kaiser Sigis-

\*) In Taschenmachers Annalen heißt es Seite 229: Praedicatorum in Marienheide prope Gommersbachium in praefectura Neustadiensi confirmavit multisque bonis et privilegiis donavit.

mund, seinem Schwager, in den Frei- und Bannerherrenstand erhoben und wurde von da an insgemein Freiherr von Schwarzenberg genannt. Der Urenkel dieses Freiherrn von Schwarzenberg, Erkinger II., war mit allen Waffenfähigen seiner Familie auf den Aufruf Kaiser Friedrich's III. 1488 hin nach Belgien geeilt, um den König Maximilian aus der Gefangenschaft zu befreien. Nach beendigtem Feldzuge ertheilte der Kaiser am 18. Juli 1488 den Schwarzenbergern für das von ihnen gestiftete \*) Carthauserkloster Aßheim in Franken, woselbst sie ihr Familienbegräbniß hatten, ein Privilegium. Während nun die übrigen Schwarzenberger in ihre Heimath zurückkehrten, blieb Erkinger II. in den Niederlanden. Er heirathete noch im Jahre 1488 Apollonia, Gräfin von der Mark, Witwe Dietrich's von Pallant, der schon 1481 gestorben war, mit Hinterlassung von zwei minderjährigen Kindern, Johann und Anna. Die Gemahlin Erkingers II., welche die Herrschaft Wittem zwischen Aachen und Maastricht besaß, beschenkte ihren Gatten mit zwei Söhnen, Wilhelm und Edmund. Erkinger starb, nachdem er bis zu seinem Tode viele Aemter und Würden bekleidet, im Jahre 1510 und liegt mit seiner Gattin Apollonia, welche 1520 gestorben ist, in der Kirche von Mecheln, wozu Wittem, welches seit 1835 ein berühmtes Redemptoristenkloster ist, gehört, begraben. Da die Söhne Erkingers, Wilhelm und Edmund, keine Besitzungen erbten, so begab Letzterer sich nach Lüttich und gründete dort eine Schwarzenberger Linie, welche 1762 ausstarb. Wilhelm aber begab sich 1511 zum Hofe des Herzogs von Jülich, wo der alte Herzog Wilhelm, der den Kriegszug nach Belgien mit Erkinger mitgemacht hatte, residirte. Am 16. Mai 1511 erscheint er zu Hambach mit 24 berittenen Reifigen zum herkömmlichen Aufgebot der Vasallen aus der Ritterschaft. In kurzer Zeit verstand er es, sich Vertrauen und Achtung beim rheinischen Adel zu erwerben, so daß er am 19. November 1513 zu Jülich Katharina von Nesselrode (Tochter Wilhelms von Nesselrode, Herr zu Nesselrode und Stein, Amt zu Grevenbroich und Elisabeth von Nyt, von Birgel, Erbin der Reichsherrschaft von Kade), die einem der angesehensten und ältesten Geschlechter des Herzogthums Berg angehörte, als Gemahlin erhielt. Nach der Heirath bewarb sich Wilhelm um eine Amtmannsstelle; am

\*) Dieses Kloster hatte Erkinger von Seinsheim mit seiner Gemahlin Anna von Vibra 1409 in Aßheim gestiftet „zu eren der heyligen Dreifaltigkeit, zum lobe der hochwirdigen Himmelskönigin und aller liben Heiligen, zum Troste aller armen Seelen in der Pein.“ Es wurde 1803 aufgehoben.

4. Januar 1515 wird er zum Amtmanne von Herzogenrath ernannt. Sein Amtssitz war Herzogenrath, heute im Landkreise Aachen gelegen. Um diese Zeit hat er aber mit seiner jungen Gattin das Schloß Bovenberg bei Eschweiler, im Amte Wilhelmstein, welches Heirathsgut der Schwiegermutter Wilhelms, der Elisabeth von Nesselrode, war, bewohnt. Da seine Schwiegermutter ihm das versprochene Heirathsgut von 4000 Goldgulden nicht auszahlen konnte, verpfändete sie ihm am 1. Mai 1523 das Rittergut. So wurde Bovenberg, von dem heute keine Spur mehr vorhanden ist, der erste Grundbesitz des Hauses Schwarzenberg in den Rheinlanden. 1536 wurde Wilhelm I. von Schwarzenberg, Amtmann von Eschweiler; später erhielt er auch das Amt Wilhelmstein\*), worin Bovenberg lag, so daß er vor seinem Tode, der 1540 erfolgt ist, drei Aemter zu verwalten hatte. Aus seiner Ehe stammen Wilhelm II., Bertram, der als Jüngling gestorben, Gotthart und die Töchter Katharina und Ursula. Letztere wurde Nonne in Grefrath, adeliges Damenstift bei Solingen, erstere zu Münsterbilsen in Belgien. Anna ist nach Holland an einen von Koffam in die Ehe gegeben worden. Gotthardt heirathete in höherm Alter und hinterließ keine Kinder. Er war der letzte Schwarzenberg, der in jülich'schen Diensten gestanden. Wilhelm II. von Schwarzenberg ist der Stammvater der heutigen Schwarzenberger, der Besitzer von Gimborn. In Jülich'schen Beziehungen findet man Wilhelm nicht, sondern am kurfölnischen Hofe 1547 wird er als dessen „duerwetters“\*\*) (Thürwärter) erwähnt. 1550 heirathete Wilhelm II. die Anna von Harff und so kam er in den Besitz Gimborns. Der Ehevertrag liegt noch jetzt im Schlosse von Gimborn; als Zeugen fungirten unter Andern sein Oheim Edmund von Lüttich, Godhart Kettler, Drost zu Elberfeld, für Anna der Amtmann zu Bornesfeld, Bertram von Plettenberg zum Grunde, der Amtmann zu Erchrath, Johann Quad zu Delbruggen, Adolph Quad und Gerhard von Wildenburg, genannt Schiefern. (Die Schiefern oder, wie das Rosenfranzbruderschaftsbuch der Pfarrgemeinde Lindlar vom Jahre 1665 nachweist, Schenekern, wohnten auf Heiligenhofen bei Lindlar, der jetzigen Besizung des Freiherrn von

\*) Ueber Amt Wilhelmstein, wie sämmtliche Aemter des Herzogthums Jülich vergleiche Territorialgeschichte derselben von Graf Mirbach. Düren 1874.

\*\*) In der Jülich'schen Hofordnung steht, daß der Thürwärter Acht haben mußte, daß kein Unberufener sich an der Hostafel einfand. Dann sollten sie auch die ungezogenen Hofjungen bestrafen. Aehnliches wird Wilhelm zu besorgen gehabt haben.

Fürstenberg. Einer derselben Illustris ac generosus dominus Johannes Schwiekardus baro a Waldenburgh, conductus Schenekern war im Jahre 1665 erster Präsekt dieser Bruderschaft.) Amtmann in Mettmann. Wilhelm II., im Dienste des streng katholischen Erzbischofs, Adolphs III., Grafen von Schauenburg, der 1546 an Stelle des unglückseligen Apostaten Hermann von Wied vom Papste gesetzt worden war, wurde dessen vertrautester Beamter. Schon am 12. Mai 1550, bei der erneuten Huldigung zur schon am 26. März 1469 erfolgten Erblandesvereinigung des Erzstiftes Köln, unterzeichnet Wilhelm II. als Amtmann von Linz und Neuenburg; letzteres Amt grenzte an Linz. Er stieg in der Gunst des die Anhänger der Reformation in seinem Erzstifte so streng verfolgenden Kurfürsten immer mehr, denn er wurde bald als Landhofmeister an die Spitze der obersten Landesregierung gestellt. In Köln wurde ihm sein einziger Sohn Adolph geboren. Sein Vater hinterließ demselben, als er nach dem Tode des Erzbischofes am 20. September 1556 in spanische Dienste getreten, 1557 in der Schlacht von St. Quentin schwer verwundet, bald nachher des Heldentodes starb, das Gut Gimborn mit dem Hofe Peifel (zu letzterem gehörten noch eine Anzahl Hofes- oder Rathengüter, über welche auf Peifel Hofgericht \*) gehalten wurde und einige Güter zu Breitbach und Unkel am Rhein. (Bovenberg erhielt er später von seinem Oheim Gotthard). Die Witwe Anna von Schwarzenberg lebte als Witwe zu Gimborn und erzog ihren Adolph im strengsten Katholicismus, wie der Vater gewesen, so daß er 1572 in den Niederlanden unter Alba die Kalviner, die in grausiger Wuth die Gotteshäuser der Katholiken geschändet und die 19 Märtyrer von Gorkum in schrecklicher Grausamkeit zu Tode gequält hatten, in Ordnung bringen half. Sogar in Frankreich nahm er Theil an der Bekämpfung der dortigen Kalviner (Hugenotten), dann kam er, als er auch noch lange Zeit Rath und Hofmarschall des Fürstbischopes von Lüttich gewesen, in die Heimath zurück, um in den Ehestand zu treten; er vermählte sich am 3. Mai 1581 mit Elisabeth von Wolf-Metternich. 1585 am 28. Februar finden wir den Freiherrn Adolph auf Schloß Gimborn, nachdem er im vorigen Jahre zur Vertreibung und gänzlichen Besiegung des noch schlimmern Apostaten als Hermann von Wied, nämlich des Gebhard Truchseß, der sogar mit einem Weibe, mit Agnes von Mansfeld aus dem Damenstifte zu Gerresheim bei Düffel-

\*) Das mir vorliegende Hofgerichtsbuch soll im nächsten Jahre abgedruckt werden.

dorf, Bischof bleiben wollte, dem neuen katholischen Bischöfe, Ernst von Baiern, treue und tapfere Dienste geleistet. 1584 am 26. August wurde ihm auf Gimborn sein einziger Sohn Adam, der spätere Premier-Minister von Preußen, geboren. Adolphs Mutter, die Erbin Gimborns, die Witwe Wilhems II. starb zu Gimborn im selben Jahre und ist in der katholischen Kirche zu Gimborn in der schwarzenbergischen Gruft, die, wie der schwarzenbergische Archivassessor Mörath\*) sagt, „leider in unserm Jahrhundert auf vandalische Art“ zerstört worden. Noch ist in der 1867 neu erbauten Kirche Gimborns ein Theil des Gedenksteines, der einst jene Gruft zierte, erhalten. Man sieht auf derselben in Stein ausgehauen den Grafen Adam, vor der Muttergottes knieend. Hier finde ich am Platze zu bemerken, daß in Gimborn das Lutherthum, das um diese Zeit 1570 sich von Summersbach ausbreitete, nicht Platz greifen konnte. 1570 auf Severinustag (schönes Patrons-fest) hatte sich nämlich der katholische Vikar Heinrich Gervershagen mit Gertrud, Hennesigen Schorren von Großenbernberg Tochter, durch Jakob Neuleben von Drabenderhöhe trauen lassen. Der Pfarrer Gerhard von Neuhof genannt Ley war damals noch katholisch, sonst hätte der ja den Vikar kopulirt, meint Prediger von Steinen zu Summersbach und fügt dann tröstend bei: „Es ist aber aus der Geschichte der Reformation bekannt, daß die Vikarien fast allenthalben zuerst Hand an's Werk der Reformation gelegt haben, weil sie durchgängig gelehrter und aufgeklärter (wer lacht da?), wenigstens in der Zeit, als ihre Pastoren waren. Was werden ob solcher Weisheit die Neuprotestanten Petri und Neusch in Wiesbaden sagen, die ihrem jungen Pfarrer, der in die Ehe treten wollte, sagten, dann hätte er lieber bleiben sollen, wo er gewesen! In Gimborn, wo derjenige herrschte, der sein ganzes Leben an der Erhaltung des wahren katholischen Glaubens wirkte, konnte kein Lutherthum aufkommen. Den Abend seines Lebens kämpfte Adolph gegen die Türken; er nahm ihnen 1599 Raab wieder ab; dafür wird er am 5. Juni 1599 vom Kaiser Rudolph in Prag zum Ritter geschlagen, und für sich und seine Nachkommen in den Reichsgrafenstand erhoben. Sein Wappen erhielt ein goldenes Feld, auf welchem ein Rabe einem Türkensopfe das eine Auge ausreißt. Doch wurde Schwarzenberg am 29. Juli 1600 vor der ungarischen Festung Papa von meuterischen Soldaten erschossen. Am 6. Dezember wurde

\*) Dieser Herr hat im 11 Bande der bergischen Geschichtsannalen, Elberfeld 1877, eine ausgezeichnete historische Arbeit geliefert, daraus ist obiges Citat.

er dann in der Hauptpfarrkirche Wiens bei der Kaiserlichen Familie beigelegt. Die Wittve Adolphs baute nach dem Tode ihres Gatten das heute noch zu Gimborn stehende Schloß. Ihr Sohn Adam heirathete Margaretha von Pallandt, die 1615 gleich nach der Geburt des jungen Grafen Johann Adolph starb. Wegen Raummangel kann ich die Geschichte dieses großen und entsetzlich verlästerten Mannes nur andeutungsweise geben. Am 15. Dezember 1603 finden wir ihn beim Erzbischofe zu Bonn, und bis zum Jahre 1610 blieb er mit dem Erzbischofe in sehr nahen Beziehungen. Als nun 1609 der letzte Herzog von Jülich, Cleve, Berg und der Mark ohne Kinder starb, war Adam derjenige, welcher bei den Theilungsangelegenheiten zwischen den beiden Praetendenten, die die Erbschaft in Beschlag nahmen, nämlich dem Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Philipp Ludwig von Neuburg, eine so aufopfernde Thätigkeit und weise Umsicht entfaltete, daß er sich beider Wohlwollen in solchem Grade erwarb, daß sie ihn am 18. Juli 1610 mit dem ganzen Kirchspiel Gimborn und der Bauerschaft Peißel, zusammen 24 Höfen, belehnten. Dazu erhielt er 1614 am 16. August (nicht 1616, wie Oberst von Schauenburg schreibt) die Kirchspiele Müllenbach und Gummerzbach (von letzteren hat er schon 1610 die Höfe Dael (Thal) und Kellinghausen erhalten, zur Anerkennung für geleistete Dienste von Johann Sigismund. Als die Bewohner unter dem 16. Dezember 1614 sich beschwerten und sogar die märkische Ritterschaft am 13. März 1615 protestirte, wurde das alles unbeachtet gelassen, und sollte am 28. April 1616 die Huldigung erfolgen. Die Gummerzbacher aber ließen durch den kaiserlichen Notar Sprengelmann erklären, daß sie sich zufrieden gäben mit dem Herrn Schwarzenberg, insofern der Kurfürst von Brandenburg ihn belehnt; sie wollten aber in keiner Weise des Pfalzgrafen von Neuburg Rechte präjudiciren. Dann huldigten sie dem Grafen Schwarzenberg. Als dieser nun 1629 den 19. März nach großen Anstrengungen den zweiten Vertrag zwischen dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm 1614—1653 und Georg Wilhelm, Kurfürsten zu Brandenburg 1619—1640 zu Stande gebracht, erhielt er wegen treuer Dienste und Verluste im Herzogthum Jülich das gesammte Amt Neustadt unter dem 10. October 1630. Im nächsten Jahre sollen die Aktenstücke über die Schwarzenberger von 1610, wie von 1630 mitgetheilt werden, woraus sonnenklar hervorgeht, daß Gimborn 1610 katholische Pfarre war, wie auch, daß Schwarzenberg ein Ehrenmann war, der 1872 noch vom Geschichts-

baumeister Dr. Brandes furchtbar verlästert wird, als der böse Dämon des Brandenburgers, als Verräther, der stets nur österreichische und papistische Interessen vertrat, eine Schlange, welche die Feinde des kalvinischen Ketzers dem Arglosen an die Brust gelegt hatten. So schreibt ein Phrasendrechsler und Tintenkonsument 1872, obgleich Cosmar, Berlin 1828, aus Aktenstücken die absolute Unschuld Adams bewiesen hat. 1641 fiel der große Staatsmann, der selbst nach Brandes durch behutsame Leitung dem Brandenburger die Belehnung mit Ostpreußen und die Huldigung in Ostpreußen erwirkt, (ist das Verrätherei?) in Ungnade beim großen Kurfürsten und starb im Gefängnisse zu Spandau im selbigen Jahre. Es folgen jetzt noch eben die Namen der Schwarzenberger Regenten von Gimborn-Neustadt. Von 1641—1683 den 11. Juni regierte Graf Johann Adolph, der 1670 in den Fürstenstand erhoben wurde. Ihm folgte der Fürst Ferdinand bis 1703 Anfangs November. Dessen Sohn Adam Franz wurde 1732 auf der Jagd durch Kaiser Karl VI. ohne dessen Willen erschossen. Es regierte dann dessen Wittwe, die geborene Fürstin Lobkowitz für ihren Sohn Joseph Adam Johannes Nepomuk, der 1741 die Regierung selbst übernahm. Dieser Fürst, kurzweg Johann geheißten, verkaufte 1781 am 11. October die Herrlichkeit an den Grafen von Wallmoden, und kaufte dafür Illerlasheim. Der Graf Ludwig von Wallmoden, dessen Bild im Pfarrhause zu Gimborn sich befindet, verlor am 28. März 1806 sein Gebiet durch die Franzosen. Sein Schloß Gimborn mit Privatbesitz verkaufte er 1813 an den Grafen Merveldt, von dem es 1835 an den Grafen Stolberg kam, der es 1874 wieder an den Freiherrn Egon von Fürstenberg, vermählt seit dem 6. Juni 1871 mit der Reichsgräfin Bertha Vicarine Zenobia Maria Marchant D'Ansembourg aus Luxemburg. Indem ich für dieses Jahr vom Leser Abschied nehme, bitte ich für die in größter Eile gefertigte Arbeit um Nachsicht und auch um Mittheilungen von alten, geschriebenen oder gedruckten Dokumenten. So wird sich allmählig unsere Heimath, wie sie früher war, wieder vor Augen stellen; namentlich aber soll der Bestand der Klöster, wie er am Anfange unseres Jahrhunderts vorhanden war, erläutert werden, und damit der eine oder andere veranlaßt werde, etwas in seiner Nähe zu erforschen, sollen die sämmtlichen Klöster des Bergischen Landes von 1803 aufgezählt werden.

Im Amte Angermund war zu Rath ein Frauenkloster nach der dritten Regel des heiligen Franziskus; Mutter desselben war Schwester

Constantia, Rektor W. Heuzgen. Die Kirche desselben war der schmerzhaften Mutter Gottes geweiht und ist jetzt durch eine aus Staatsmitteln neu erbaute gothische Pfarrkirche ersetzt; das Klostergebäude ist die Wohnung der Pfarrgeistlichen.

In Ratingen bestand ein Minoritenkloster, in Kaiserwerth gab es neben einem Collegialstifte noch ein Capuzinerkloster; in Düsseldorf waren neben einem Collegialstift noch Kreuzherren; ihre Kirche auf der Ratingerstraße dient als Montirungs-Depot; ferner noch Capuziner, deren Kirche jetzt der sogenannte „Kölnische Hof“ ist, welcher gegenüber dem Ausgange der Capuzinergasse liegt. Alljährlich zog von dort aus seit dem Jahre 1677 am Sonntag nach Mariä Heimsuchung eine Prozession zur schwarzen Mutter-Gottes nach Benrath, welche nach Aufhebung dieses Klosters in die Marianische Stiftskirche, jetzige Pfarrkirche zum heiligen Lambertus verlegt wurde; eben dorthin kam auch die an der Kreuzherrenkirche bestehende Bruderschaft zum ewigen Rosenkranz nebst einer großen Anzahl höchst werthvoller Paramente und Kirchengeräthe, wie auch das unter dem Namen der blauen Margareth bekannte Grabmal der unglücklichen Jakobe von Baden. Ferner gab es in Düsseldorf ein Kloster der Franziskaner; ihre Kirche ist nun die Maximilian-Pfarrkirche; der noch bestehende Theil des Klosters war früher städtische Realschule, jetzt dient derselbe städtischen Zwecken und als Wohnung der Pfarrgeistlichen. Auch bestand in Düsseldorf über 200 Jahre ein Kloster der Ursulinerinnen im nördlichen Stadttheil, welchem fast der ganze weibliche Theil Düsseldorfs seine Jugendbildung verdankt. Neben der Collegialkirche bestand das Kloster der Carmelitesen, an deren Stelle später Celliten traten, die jetzt mit Ausnahme einer einzigen noch lebenden Schwester durch Schwestern vom heiligen Kreuz ersetzt sind.

Im Amte Düsseldorf gab es noch eine Bernhardinerabtei à la Trappe, Trappisten unter dem Abte Joseph Portsy. In der Herrschaft Odenthal war das Kloster Altenberg, Cisterzienser. In Dünnwald standen Prämonstratenser aus Steinfeld, an ihrer Spitze der Provisor Finkenburg. Im Amte Lilsdorf zu Kösrath war ein Augustinerkloster, in Geiserbach eine Cisterzienserabtei unter dem Abte Edmund Berhoven, zu Pützchen ein Carmeliterkloster unter dem Prior Modestus Jerusalem, in Siegburg die adelige Benediktinerabtei unter dem Abte von Speyart zu Wörden; sein Vorgänger war von 1772—1787 den 18. September Franz Ferdinand von Serraing vom Hause Gibach bei Frielingsdorf. In Lindlar, seiner Geburtspfarrkirche hat er auf

den 17. Mai alljährlich für die Pfarr- und Vikariestelle Seelenmessen gestiftet; zu Siegburg war neben der Abtei auf dem Berge eine Minoritenresidenz unter dem Obern Polykarpus Gonders.

Das Amt Blankenberg hatte zu Merten ein Augustinessenkloster unter der Äbtissin B. Schöning. In Zissendorf war ein Cisterzienserrissenkloster, errichtet 1248, jetzt ein Dekonomiehof, unter der Äbtissin Adolphia Scherpenbach; zu Seligendahl ein Minoritenkloster unter dem Guardian Vikarius Buscher, und endlich zu Bödingen Augustiner-Regulirherren unter dem Prälaten Gottfried Ottershagen, Ordenskommissar der niederländischen Provinz. Das Amt Steinbach hatte bei Ovrath die Cyriakusprobstei von der Abtei Siegburg; ihre Glocken besitzt die Pfarrkirche in Süng. Zu Wipperfürth war ein Franziskanerkloster; zu Lennepe war eine Residenz der Minoriten. Frauenklöster gab es zu Grefrath, Gerresheim, Mettmann und Saaren. Kreuzherren waren noch zu Beyenburg, Franziskaner zu Hardenberg.

Frielingendorf bei Kaiserau.

H. Janzen, Pfarrer.

## Pater Clementin Schmitz zu Hardenberg.

Am Anfange des Kalenders findest du, lieber Leser, das Bild eines Mannes, der vor nicht langen Jahren im Bergischen Lande gelebt und unzählig viel Gutes in demselben gewirkt hat, es ist der selige Pater Clementin von Hardenberg. Ja, sagst du, bei dem habe ich schon gebeicht, oder wenn du das von dir nicht sagen kannst, deine Eltern haben es gewiß gethan. Tief hat sich das Andenken an diesen Mann im Bergischen Lande eingewurzelt, aber es könnte mit der Zeit verschwinden, besonders da jetzt der Gnadenort Hardenberg von den Franziskanermönchen, die viele, viele Jahre an ihm für das Seelenheil gewirkt haben, in Folge des Kulturkampfes verlassen ist. Damit du nun Kindern und Kindeskindern, wenn du ihnen das Bild des sel. Pater Clementin zeigst (rahme es schön ein) sagen könntest, wer dieser seeleneifrige Mann ist, so höre: Clementin Schmitz ist geboren zu Densborn bei Münstereifel, einer Stadt vorn im Eifelgebirge, am 24. Febr. 1755. 1784 am Tage des hl. Franziskus (4. Oktober) trat er zu Hardenberg in den Orden dieses Heiligen, studirte in den

Franziskanerklöstern zu Münster, Rietberg und Paderborn und wurde am 20. Sept. 1787 zum Priester geweiht. 23 Jahre wirkte er in dem Franziskanerkloster zu Wipperfürth, welches längst aufgehoben ist und nun ein Gymnasium in seinen Räumen beherbergt; von da aus half er in allen umliegenden Pfarren, Olpe, Kürten, Lindlar u. s. w. mit Freuden in der Seelsorge aus. Dann schickten ihn seine Obern nach Hardenberg, wo er noch 35 Jahre als ein Engel Gottes wirkte. Unschuldig war er wie ein Kind, die Welt kannte ihn nicht, wohl aber die Armen, Kranken und Nothleidenden und besonders reumüthige Sünder. Hunderttausende haben bei ihm Tag und Nacht Ruhe und Trost gesucht und gefunden und sind freudig in ihre Heimath zurückgewandert. Wie oft hat er in stiller Nacht am Gnadenaltar in der Klosterkirche zu Hardenberg seine geistlichen Kinder der Fürbitte der unbefleckt Empfangenen anempfohlen und von dort für sie Gnade und Barmherzigkeit erfleht! Selbst vor Alter erblindet, öffnete er den geistig Blinden das Auge der Seele noch. Doch endlich kam der Herr, um den treuen Diener in sein Reich abzuholen. Im 90. Jahre seines Alters, im 60. seines Ordensstandes, im 58. seines Priesterstandes starb er selig im Herrn im Kloster zu Hardenberg am 1. Oktober 1844.

Lieber Leser, wenn du sein nun von den Ordensbrüdern verlassenes Grab in Hardenberg besuchst, erinnere dich, wie viele Seelen dieser Mann zum Himmel geführt hat und bete ein „Vaterunser“ vor dem Gnadenbilde, damit der liebe Gott doch bald seine Ordensbrüder, die lieben Franziskaner, uns wiederschicken möge.

---

## Der Karitätenjammler.

Nach dem Französischen des Champfleury von W. B.

Der berühmte Wechselagent Bretoncel war ein Liebhaber von werthvollen Curiositäten, d. h. von Curiositäten, die nicht wirklich werthvoll sind, deren hoher Preis aber die Leute, die sich in deren Besitz setzen, zu dem Glauben bringt, sie hätten einige Aehnlichkeit mit den Medicæern, jenen berühmten, die Kunst schützenden und fördernden Fürsten. Den Beweis, daß sie solche Beschützer der Kunst sind, müssen ihre Gemächer führen, die, Trödelbuden zu vergleichen, mit Schmelzarbeiten, mit chinesischen Vasen, Damascenerwaffen &c. vollgepfropft sind.

Während des Herbstes hielt sich Bretoncel einige Monate auf einer reichen, an den Ufern der Dife gelegenen Besitzung auf. Glaube nur Niemand, daß er da unbeschäftigt gewesen sei; dort verließ ihn eben so wenig, wie in Paris die Manie Curiositäten zu sammeln; er durchstreifte die Umgegend, froch in alle Kumpelkammern und Scheunen, und Dinge, die er sonst wohl unbeachtet gelassen hätte, schienen ihm Kostbarkeiten zu sein, wenn er sie auf seinen Streifzügen gefunden hatte. Es kommt wohl vor, daß ein Jäger, der das Unglück hat, nur Löcher in die Luft zu schießen, sich einen armseligen Sperling zum Frühstück zubereiten läßt, und der ihm dann besser mundet als eine Schnepfe. Mit den Karitätenssammlern geht's ähnlich; wenn sie keine wirklichen Curiositäten und werthvollen Alterthümer finden können, dann nehmen sie auch schon mit altem Gerümpel vorlieb. —

Eines Tages hatte der Wechselagent die ganze Umgegend durchlaufen, um Karitäten heimzubringen: in Wirklichkeit war er in Gefahr Nichts heimzubringen, als ein paar Beine, die sich gar sehr der wohlverdienten Ruhe zu erfreuen wünschten. Es war 5 Uhr Abends. Bretoncel suchte seine Besitzung zu erreichen, betäubten Herzens, mit leeren Händen; da erblickte er an der Thür einer Schenke einen mit grobem Geschirre beladenen Anrichtetisch. Sofort bleibt er stehen, um zu prüfen, ob sich da kein kostbarer Gegenstand verberge.

„Treten Sie ein, mein Herr“, sagte die Schenkwirthin, da sie einen vor Müdigkeit erschöpften Mann vor sich sieht, und bietet ihm freundlich einen Stuhl an.

Anstatt sich zu setzen und endlich der Ruhe sich zu erfreuen, macht Bretoncel die Kunde durch das Zimmer, wirft einen spürenden Blick in jede Ecke der vom Rauch geschwärzten Bude, bleibt endlich beim Feuerheerd stehen, in dessen Nähe ein altes Sieb hing. Er nimmt es von der Wand dreht es nach allen Seiten um; seine Aufmerksamkeit wird durch den Umstand, daß die Löcher einen Namen und die Jahreszahl 1749 bilden, gefesselt.

„Wofür verkaufen Sie mir das Sieb“? fragte er die Wirthin.

Die Wirthin läßt sich anfangs bitten: der Gegenstand rührt von ihrer Großmutter her, es wird ihr also schwer, sich von demselben zu trennen. Aber Bretoncel giebt nicht nach und für ein Zehnfrankenstück wird er glücklicher Besitzer des Siebes, das er jetzt, am Ofen sitzend und das Kupfer, um ihm seinen ursprünglichen Glanz wiederzugeben, putzend, zum Gegenstand eines eifrigen Studiums macht.

Außer Bretoncel waren in der Schenke noch zwei Bauern, die sich ein Glas Apfelwein hatten vorsetzen lassen; ihr Gespräch drehte sich um Prozesse, Pachtzins, Ernte und dergl.

„Was will eigentlich der Herr da“? fragte der eine von ihnen die Wirthin; sie giebt ihm zur Antwort, der Herr sei ein Sammler von Alterthümern, und sie habe ihm so eben ein altes Sieb für ein gut Stück Geld verkauft, das hinreiche, nicht nur ein neues zu kaufen, sondern auch noch ein paar junger Hühnchen dazu.

„Wenn das ist“, sagte der Bauer, absichtlich etwas laut sprechend, um von Bretoncel verstanden zu werden, „so habe ich zu Hause ein prachtvolles Alterthümchen“. Der Wechselagent spitzt die Ohren und fragt den Bauer, was er damit meine und was das für ein Alterthümchen sei?

„Weiter weiß ich Nichts, sagte der Bauer, als daß meine Kinder das Ding auf dem Speicher gefunden. Ich stehe Euch dafür, daß es da lange Jahre gelegen“. „Speicher“, „lange Jahre“, das sind Worte, die einen Sammler und Liebhaber von Alterthümern in eine Art Aufregung und Entzücken versetzen können.

Bretoncel bestürmt den Bauer mit Fragen.

„Alles was ich weiß und Euch sagen kann, ist dieß, daß das Ding glänzt, daß ein vergoldeter Engel drauf ist, und unten eine Inschrift sich befindet“.

„Glänzt“, „Inschrift“, „vergoldeter Engel“, „Heuboden“, „lange Jahre“, sind es nicht Andeutungen genug, um auf die Spur eines werthvollen Gegenstandes hinzuführen?

Der Wechselagent erhebt sich, geht gedankenvoll umher: da er aber aus den wenigen Andeutungen Nichts machen kann, setzt er sich wieder.

„Was stellt das Ding vor“?

„„Unglücklicher Weise haben wir in unserer Gegend keinen Schulmeister, den ich sonst jedenfalls gebeten haben würde, die Inschrift zu entziffern““.

„Ist's ein Gemälde?“

„„Es ist ein Gemälde, und doch wieder keins. Das ist sicher, es ist Metall““.

„Metall“, schrie der Wechselagent, und machte ein paar große Augen, um gleichsam den Gegenstand zu sehen. „Ist es groß“?

„„Weder allzugroß, noch allzuklein““.

„Wie groß denn ungefähr, und was für eine Gestalt hat es denn eigentlich“?

„„Mein Herr, wie eine Kohlpfanne““.

Mit diesen Worten erhebt sich der Bauer, und wirft seinen Sack auf seine Schultern.

„Wollen Sie schon gehen, mein lieber Mann“?

„„Ich habe eine Meile, bevor ich nach Hause komme““.

„Sie werden doch wohl ein Glas Wein annehmen, um sich für diesen Marsch zu stärken“?

„„Den weise ich nicht zurück““.

Die Flasche wird gebracht.

„Sie sagen, daß an dem Ding eine Inschrift angebracht ist und ein Engel“?

„„Warten Sie, richtig, ich erinnere mich, der Engel macht Musik . . . . mit einer Trompete““.

Ein religiöses Süjjet, denkt bei sich der Wechselagent, mit einer erklärenden Inschrift.

Er erhebt sich, holt eine Kuhlpfanne und stellt sie auf den Tisch.

„Der Gegenstand ist also von dieser Gestalt“?

„„Ganz recht, mein Herr, nur daß der obere Theil nicht platt ist. Er ist etwas bogenförmig““.

„Und wahrscheinlich Vertiefungen unten“?

„„Meiner Treu, gerathen, Ihr sprecht als wenn Ihr rathen könntet““.

Der Wechselagent hat Mühe, seine Erregung zu verbergen. Sein Athem steht fast still, sein Herz klopft, seine Hände zittern.

Kein Zweifel, es handelt sich um eine Emailarbeit. Sofort bildet sich im Gehirn des Sammlers eine Vorstellung von dem Ding. Das Ding ist gefunden in einer „Kumpelkammer“, wo es „lange Zeit“ verborgen gelegen, wie wenigstens der Bauer sagt. Also ist es „sehr alt“. Es „glänzt“. Ein „Engel, der auf einer Trompete bläst“, mit einer „vergoldeten Inschrift“ auf dem Rande. Das Metall ist zugleich nach oben und nach unten gebogen. Das ist ohne Zweifel Email, rührt wohl von einem alten Schlosse oder irgend einem Kloster der Umgegend her. Welch' ein Ruhm, ein herrliches Werk eines Leonard Limosin oder eines Pierre Courtois aus der Dunkelheit ans Tageslicht zu ziehen. Der Wechselagent muß gleichwohl jede Erregung verbergen, aus Furcht, der Bauer möge etwas merken. Man weiß, die Bauern sind oft ganz geriebene Burschen. Bretoncel ist nahe dran, einen „Schlag zu machen“, sein vor Erregung klopfendes Herz ist des Zeuge.

„Man kann sich doch einmal diese Em . . . .? Hem, Hem, ansehen, fragt der Wechselagent, die letzte Silbe gewaltsam zurückdrängend“.

„„Gewiß, mein Herr, das Befehen kostet Nichts. Ihr könnt fogar an jedem Euch beliebigen Tage das Vergnügen haben, zu sehen, wie meine Kungen damit spielen und drauf kochen““.

„Die Bauerbuben, meinte Bretoncel“.

„„Wie““?

„Was, Sie lassen ihre Kinder mit einem solchen Gegenstande spielen““?

„„Die Kinder wollen doch Etwas zum spielen haben““.

„Aber sie haben doch noch keinen Schaden gemacht an der Em . . . . , hem, hem““?

„„Sie ist sehr dauerhaft; der Firniß schützt sie““.

„Würden sie wohl geneigt sein, mir dieses Alterthümchen zu verkaufen““?

„„Ich sage nicht Nein, die Kinder hängen arg daran““.

„Ich habe fast Lust, Sie zu begleiten“.

„„Wird mir sehr angenehm sein, mein Herr; es ist nur eine Meile““.

„Wirthin, rief der Wechselagent, bringen Sie gefälligst drei Gläschen Branntwein, vom besten, den Sie haben!“

Da es sich darum handelt, sich bei dem Bauer beliebt zu machen, trinkt Bretoncel Branntwein, nicht ohne Grimassen zu schneiden, und stößt mit dem Bauer an.

Sie begeben sich auf den Weg; aber kaum zehn Schritte vor der Thür, kehrt der Bauer um, angeblich, weil er seine Pfeife liegen gelassen.

„Ohne unbescheiden zu sein, sagte er zur Wirthin, wieviel hat der Herr für das Sieb bezahlt““?

„„Hier dies Geldstück, sagte die Frau, indem sie aus ihrer Tasche Zehnfrankenstück zog““.

ein „Gut, erwiederte der Bauer, steckt seine Pfeife an, sucht seinen Reisegefährten auf, mächtige Dampfvolken vor sich herblasend. Das Gespräch dreht sich um die Kinder des Bauern; der Wechselagent erkundigt sich nach ihrem Alter, ob Jungen, ob Mädchen, und da sie eben an dem Laden eines Krämers vorbeigehen, tritt er in denselben ein, kommt nach einigen Augenblicken wieder hinaus, beladen mit einigen Puppen, Hampelmännchen, Schachteln, Zuckerwerk z.“

„Was haben Sie sich da beladen, mein Herr“, sagte der Bauer. „Das Kinderspielzeug wird Ihnen auf dem Marsche noch lästig werden“.

„Ihre kleine Familie interessirt mich, antwortet der Wechselagent, und ich mache mir wirklich ein Vergnügen daraus, diese Kleinigkeit ihren Kindern zu schenken“.

„„Nun, die Kinder werden meinen, das Christkindchen lehre bei ihnen ein. Die Kinder bei uns zu Hause sind an solche Reichthümer nicht gewöhnt““.

Noch eine halbe Stunde dreht sich die ganze Unterhaltung um so gleichgültige Dinge. Bretoncel will absichtlich von dem glücklichen Zufall nicht sprechen, der ihn auf die Fährte einer solchen Karität gebracht hat, doch von Zeit zu Zeit kommt er wieder auf den Gegenstand, den er erobern will, zurück.

„Fürchten Sie sich denn nicht, die Kinder aus dem kupfern Geschirr essen zu lassen“?

„Ich habe Ihnen doch gesagt, daß das Geschirr gefirnißt ist““.

„Das ist ganz sicher eine Emailarbeit“, sagt sich der Wechselagent. Ganz in der Ferne schimmern durch Pappeln hindurch die Dächer eines Dorfes. Der Wechselagent wird heiter und aufgelegt; noch einen Flintenschuß weit, und das Alterthümchen wird sich seinen Augen zeigen.

„Das ist noch nicht unser Dorf“, sagte der Bauer; „das ist der Flecken, wo wir unsere Bedürfnisse einkaufen“.

Bretoncel stößt einen Seufzer aus. Die Paquete mit Puppen und Zuckerwaaren fangen an, ihm lästig zu werden, und doch muß er sie tragen, vielleicht einiger ruppigen Kragen wegen, die einen herrlichen Kunstgegenstand verdorben haben. Doch er muß sich still halten, wenn er in den Besitz des Gegenstandes kommen will, und die übele Laune, die bei ihm aufsteigt, zurückdrängen.

Unsere Wanderer kommen über den Marktplatz des Fleckens, an dessen Ende sich ein Baumwollenwaarenmagazin befindet.

„Meine Frau hatte mir aufgetragen, ihr hier ein neues Kleid zu kaufen; unglücklicherweise waren heute die Preise auf dem Markte schlecht, das Korn ist im Abschlagen, und ich muß also wohl den Kauf auf ein andermal verschieben“.

Die Anspielung auf die Großmuth des Wechselagenten ist nur zu klar; doch mit Frauen läßt sich schlecht handeln, und es ist gut, sich bei ihnen einzuschmeicheln.

„Wenn Ihrer Frau ein neues Kleid lieb ist, soll's mir nicht drauf ankommen“.

Sofort tritt er auch in den Laden ein. Auf einen Stoff zeigend: „Bitte, zeigen Sie mir diese Emailarbeit“.

„Diese Emailarbeit““, versetzt erstaunt die Kaufmannsfrau.

Hem, Hem, macht erstaunt der Wechselagent, verstohlen um sich blickend, ob sein Reisegefährte ihn nicht verstanden hat; keine Gefahr,

der Bauer steht nachdenkend auf der Thürschwelle, verwundert über die Milchkuh, die ihm der Zufall zugeführt. Bretoncel verläßt, nachdem der Stoff ihm zugemessen, mit einem neuen Paquet belastet, das Magazin mit den Worten: „Hübsche Geschichte“, wenn meine Herren Collegen von der Börse mich jetzt sähen. Das Sieb hat er an einem Knopf des Ueberziehers befestigt; die Düten mit Bonbon gucken halb verstoßen aus den Taschen hervor; in den Händen trägt er Puppen und Hampelmännchen, unter dem linken Arm das Paquet mit dem neuen Kleid. Zwar erklärt der Bauer sich bereit, die Hälfte Gepäck sich aufzubürden, allein Bretoncel kann sich dazu nicht verstehen. Er kann die Arme nicht bewegen, am Gehen ist er gehindert; allein was heißt das gegenüber der Freude, die er empfindet, so oft er sich erinnert, daß er auf der Spur eines Alterthümchens ist. Was hat nicht manch' anderer Sammler, denkt er, alles auf sich nehmen müssen, um einen herrlichen Fund in seinen Besitz bringen zu können. Keine Rosen ohne Dornen.

„Das ist doch ein glücklicher Zufall, Sie getroffen zu haben; nicht alle Stadtherren sind so splendid“.

„Ist der Weg noch lang““?

„Eine halbe Stunde“.

„Wir sind doch schon zwei Stunden marschirt““.

„Ich hatte Ihnen ja gesagt, daß es eine gute Meile sei“.

„Eine gute Meile““, versetzt erschreckt Bretoncel. Er wußte zu gut, daß was der Bauersmann eine Meile nennt, auch zwei Meilen in Wirklichkeit sind. Aber erst eine gute Meile?

„Geduld, mein Herr . . . . . Wir sind bald in Quercy . . . . . Sie sehen da den Thurm“.

„Ach, versetzte der Börsenmann . . . . . Dieser Thurm da hinten weit““?

„Von Quercy aus können wir, wenn wir uns etwas anstrengen, in einer tüchtigen Viertelstunde unser Ziel erreichen““.

Bei dem Worte „tüchtige Viertelstunde“ fehlte nicht viel, und Bretoncel hätte seine Siebensachen fallen lassen.

„Glücklicherweise, sagte der Bauer, finden wir direkt am Thor von Quercy eine Wirthschaft, wo man Weißbrod findet, trocken wie eine Flintenkugel, kräftig, das im Stand wäre, einem Halbtodten neue Kräfte zu geben“.

Eine tüchtige Anstrengung, und glücklich ist der Wechselagent in der Kneipe, wo er Puppen, Hampelmännchen, Sieb, Kleid auf den Tisch wirft.

„Ihr habt Euch verspätet, Sureau“, sagte die Wirthin zum Bauer; „es wird wohl noch Nacht werden, ehe Ihr nach Hause kommt“.

„„Ich habe mich mit dem Herrn da etwas aufgehalten““.

Bretoncel wußte sich nicht mehr zu halten. „Ich muß jetzt“, platzte er raus, „ganz genau wissen, wann wir ankommen“.

„„Wenn wir Quercy in seiner ganzen Länge abgemacht haben, sind wir zum Abendessen zu Hause; aber ich muß Ihnen sagen . . . .““.

Sureau rieb sich die Stirne.

„„Nun was denn!““

„Ich bin gezwungen, einen Umweg durch's Feld zu machen“.

„Durch's Feld“?

„„Freilich der gepflasterte Weg ist zwar vorzuziehen, aber mitten im Dorfe wohnt ein Schurke von einem Kerl, an dessen Haus ich nicht vorbeigehen kann, ohne daß ich vor Wuth und Aufregung in's Zittern gerathe““.

„Wir müssen den Weg durch's Dorf nehmen“, antwortete Bretoncel, seine Siebensachen einpackend.

„„Aber wenn der gemeine Lump vor der Thür ist, dann stehe ich nicht für mich ein. Es wird ein Unglück absetzen, woran Sie ihr ganzes Leben denken werden““.

„Worum handelt es sich denn eigentlich“?

„„Ich will Ihnen die Wahrheit sagen; hier ist sie in ein paar Worten. Ich war mit einer Schuld von achtzehn Franken im Rückstande. Wollen Sie glauben, daß der Kerl mir schon sechs und einen halben Franken zur Schuld zugerechnet hat! Man ist ein Mensch oder keiner. Ich kann den Lumpen, selbst wenn er gemalt wäre, nicht ausstehen. Das ist der Grund, weshalb ich alle Abende eine halbe Stunde Umweg mache, um den Schurken nicht zu treffen““.

„Eine halbe Stunde mehr! Da, bezahlen Sie; hier sind vierzig Franks“.

Während der Bauer seine Schuld abträgt, wiederholt der Wechselagent mehrmals, wahrscheinlich, um sich für all' das ausgestandene Leid zu entschädigen, mit einer wahren Inbrunst das Wort: Email, Email, Email.

„Ich habe bezahlt“ schrie der Bauer, aus dem Hause tretend. „Ich habe mir den Spaß gemacht, dem Kerl einmal zu sagen, was ich denke. Merkwürdig, die Zinsen laufen auf, ehe man's merkt. Hier die Quittung“.

Der Bauer zeigt zwar den Zettel, aber nicht den Rest des Vierzigfrankenstücks; Bretoncel schweigt, denn jetzt hatte er ja alle im Sack, den Mann, die Frau, die Kinder.

Es geht weiter; die Nacht kommt allmählig heran; Bretoncel wird müde; er stärkt sich dann und wann durch einen Gedanken an den herrlichen Fund. Endlich, halbtodt vor Hunger und Anstrengung, kommt er beim Hause des Bauern an.

„Heda, Frau, wo bist Du? Sieh' einmal her, was ein Herr Dir zum Geschenk mitbringt“.

Eine große, magere Frau erscheint; sie wagt kaum auf den Stoff, der ihr prächtiger vorkommt, als alle Tuche der Welt, einen Blick zu werfen.

„Nun, Du sagst Nichts? danke doch dem Herrn da und gieb ihm einen Stuhl . . . . Er ist ein wenig ermüdet“.

„„Das ist nicht nothwendig. Bringen Sie doch einmal die . . . . den fraglichen Gegenstand““.

„Ach, richtig . . . . Wo ist er? die Kinder werden ihn wohl verschleppt haben. Frau, such doch einmal das Alterthümchen, mit dem die Kinder bisweilen spielen“.

Die Frau bleibt wie angewurzelt stehen.

„„Das habe ich als Trog gebraucht für das Vieh““.

„Was, eine Schmelzarbeit für das Vieh“?

„„Ja, da ich den Schweinetrog verstellt hatte und ihn nicht finden konnte, habe ich den Schweinen Kartoffelschaalen vorgesetzt““.

„O Gott, die werden am Ende mit ihrer Schnauze die Schmelzarbeit durchlöchert haben“.

Die arme Frau steht da wie zerschlagen.

„Frau, steck' die Laterne an, damit wir im Stalle suchen können“, der Stall wird geöffnet; die Schweine grunzen. Der Bauer versetzt ihnen eins, um sie von ihrem Futter wegzuscheuchen.

„Da ist das Alterthümchen“, rief der Bauer, nachdem er die Kartoffelschaalen ausgeschüttet.

„„Das!““ schreit der Wachselagent, fast außer sich vor Erstaunen. „„Das Alterthümchen, das heiß ersehnt ist — das Schild von irgend einer Feuerversicherungsgesellschaft. Weder ganz platt, noch ganz hohl, gefirnißt; alle Merkmale sind da““.

Hübsche Enttäuschung; nett angewandte Freigebigkeit. Wer Bauern gegenüber schlau sein will, muß früh aufstehen, sagt ein Sprichwort; die Kaze kauft man nicht im Sack.

## Die bergischen Münzen.

Die Hauptmünze des Herzogthums Berg war der bergische oder Reichsthaler. In den alten Urkunden ist sein Cours oder Münzfuß stets vermerkt. In einer Urkunde von 1712 heißt es: 50 Rthlr. per 80 albus colnisch; in einem Verkaufe von 1743 und in einem anderen von 1769 wird der Rthlr. coln. zu 40 Stüber (fbr.) berechnet. Dieser Thaler von 40 fbr. hieß im Gegensatz zu dem Rthlr., der 60 fbr. hatte, schlechtweg Thaler oder auch wohl Speciesthaler. Die Knechte vermieteten sich in der Regel nach solchen Thalern; 20 solcher Thaler waren in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts ein gewöhnlicher Knechtslohn. Die Mägde aber vermieteten sich gewöhnlich nach Gulden à 18 fbr. (13 fbr. = 5 Sgr.) und der Lohn einer Magd war durchschnittlich 18 Gulden nebst Zubehör. — 1763 wird ein Rthlr. zu 52 albus coln. angegeben und 1786 heißt es: Rthlr. p. 80 albus nach dem 24er Guldenfuß.

Merkwürdig ist es, daß in ein und demselben Schriftstücke alter Zeit die Werthangaben in den verschiedensten Münzsorten gemacht werden und in der Hauptcolonne Alles nach Rthlr. und fbr. berechnet wird. So heißt es in einem Inventar von 1774:

2400	Pfund	Hew	100	Pfund	20	alb.	=	6	Rthlr.
1800	"	Haber	p. 100	"	9	fbr.	=	2	" 42 fbr.
3	Malter	Korn	p. Malter	12	Gulden	=	10	"	48 "
6	"	Haber	p. Malter	2	Rthlr.	=	12	"	"

1776 mußte N. außer Haber und harten Früchten 10 Gulden 20 alb. 10 fbr. jährlichen Schatz (Steuer) entrichten.

Nach der Kölner Volkszeitung (1872 No. 226) hatte laut einer Zunftrechnung von 1526, der Rthlr. 52 alb., der Gulden 24 alb., eine Mark 6 alb., 1 albus 3 Füsse ( $\frac{3}{4}$  fbr.) und 1 Fuchs 4 Heller, mithin der albus 12 und der Stüber 16 Heller. — Am Ende des vorigen und im Anfange dieses Jahrhunderts berechnete man hier zu Lande alle Werthe und Münzen nach Rthlr. und Stüber und zwar den Rthlr. zu 60 fbr. oder 80 albus. Zur Zeit der französischen und preussischen Herrschaft bis zum Anfange der Dreißiger Jahre wurde neben dem officiellen Gelde, besonders aber im Privatverkehr, nach Rthlr. und Stübern gerechnet. Bis 1820 waren auf dem Steuerzettel noch Francs und Centimes ange setzt, während man nach Rthlr. und fbr. bezahlte.

Besehen wir uns nun die früher im Umlaufe befindlichen Münzen. — Es versteht sich von selbst, daß der Reichsthaler eine Silbermünze war. 13 Rthlr. = 10 pr. Thalern. Der Reichsthaler hatte wie gesagt 60 Stüber. Der Stüber war insofern die Hauptmünze, als alle anderen, namentlich auch fremde Münzen, nach Stübern berechnet wurden. Der Stüber war eine kleine Silbermünze. Er war so dünn, daß man sich zum Zeitvertreib damit amüsirte, ihn vom Tische aufzublasen und in der Luft zu schnappen. Er hatte einen so scharfen Rand, daß er bei Händeln und Streitigkeiten zuweilen als Waffe diente, indem man dem Gegner das Angesicht damit ritzte und man sah manchmal Leute, welche die Spuren für immer behielten. Vielleicht rühren daher die Redensarten: er hat einen Stüber gekriegt; er hat einen Nasenstüber bekommen. — Es gab Bonn'sche-, Köln'sche-, Kopf-, Rader- und viele andere Stüber. Außerdem hatte man eine Menge anderer Münzen,

deren Werth nach Stübren berechnet wurde, und wovon Einige vollsthümliche Namen hatten. So gab es verschiedene Arten Fettmännchen à  $\frac{1}{2}$  Stbr.; es existirte aber auch ein Siebenfettmännchen, eine Silbermünze von  $3\frac{1}{2}$  Stbr.; ferner ein Zweifettmännchen von Kupfer 1 Stbr. Mit dem Kreuzfettmännchen wurde zuweilen Aberglaube getrieben: „Wenn man es unter die Thürschwelle legte, so konnte keine Hexe darüber gehen; wer es in den Zipfel eines Taschentuches knüpfte, der war nie ohne Geld.“ Nun, unsere Alten liebten es, den Kindern Alles grausig zu machen, Alles mit Geheimniß und Schauder zu umgeben. Wollte der Junge es nicht lassen, dem Nachbar Steine auf den Acker zu werfen, so wurde ihm gesagt, daß er sich nach seinem Tode vergebens bemühen müsse, sie wieder aufzulesen. Wollte der Junge zur Betglodenzeit nicht pünktlich nach Hause kommen, so wurde ihm mit dem Wehrwolfe gedroht; wollte er nicht glauben, fand er das lächerlich, so war es fast sicher, daß ihm bei nächster Gelegenheit von einem Wehrwolfe der Glauben an Wehrwölfe gründlich eingebläut wurde. So ist es mit einer Menge abergläubischer Meinungen; es liegt ihnen ein Scherz auf Kosten der lieben Einfalt, ein räthselartiges Wortspiel zu Grunde u. So ist es auch mit den beiden abergläubischen Meinungen über das Kreuzfettmännchen; der denkende Leser wird den Witz leicht herausfinden. Doch zu welcher Abschweifung hat uns das Fettmännchen gebracht.

Der Blaffert hatte 3 Stbr. also  $20 = 1$  Rthlr. Man hatte dreierlei Blafferte; am beliebtesten war Karl Theodor, es war ein Häuschen darauf; weniger beliebt war Maximilian, aber ganz verhaßt Joachim mit dem Zeichen J. Mit ihnen hatte der von Napoleon gemachte Großherzog von Berg Joachim Murat 1806 während seiner kurzen Herrschaft das Land beschert. Sie waren so schlecht, daß der Blaffert (der bergische Groschen) überhaupt nur noch für 2 Stbr. angenommen wurde.

Eine Prüiße waren 15 Stbr.; eine andere Münze war und hieß Siebenstüber; 1 Dehcher (achener) Gulden hatte 18 Stbr. Vom Pittermännchen weiß man nur noch den Namen. Der Albus, eine Silbermünze hatte  $\frac{3}{4}$  Stbr. Der Schilling war eine schöne Silbermünze im Werthe von  $7\frac{1}{2}$  Stbr. Als es noch Mode war, viel Gebammel an der Uhrkette zu haben, wurde diese Münze häufig als Zierde des Uhrschlüssels zur Schau getragen.

Zum Stüber gehören 4 Füße. Es gab auch eine Münze, welche Schuhlappen hieß, weil ein Zeichen darauf war, das einem Schuhlappen ähnlich sah, er galt einen Fuß; überhaupt hieß alles schlechte Zeug, was rund und einer Münze ähnlich war, ein Fuß oder Fuchs. Die Föschchen waren 3 Füße; 1 Fuchs = 4 Heller.

Von größeren, meist fremden Münzen waren in Umlauf: Der Karolin = 8 berg. Thaler; der Ducaten = 4 Rthlr.; man hatte Muttergottesthaler, eine bairische Münze mit dem Bilde der Mutter Gottes; ferner brabantische und französische Kronenthaler, halbe und viertel Kronenthaler; letztere wurden ein Quärtchen oder Dertchen genannt;  $\frac{1}{2}$  Kronenthaler = 1 Rthlr. Ein Pärdesthaler galt 21 Stbr. Das „Kölner Rathzeichen,“ eine schöne Silbermünze, mit einem kupfernen Nagel in der Mitte und einem Kelch als Präge hatte 30 Stüber Werth.

Zur französischen Zeit kam zu den genannten Münzen noch das Frankengeld. Es gab 20, 10, 5, 2, 1 und  $\frac{1}{2}$  Frankenstücke, Sous und Centimes, letztere Münze war auch 1 Fuß und 5 Centimes = 1 Stüber.

Seit 1814 kam auch das preußische Geld hinzu; der „berliner Thaler“ zu 30 Sgr. à 12 Pfennige. Der preuß. Thaler galt Anfangs 1 Rthlr. 12 Stbr., wurde aber später auf 1 Rthlr. 18 Stbr. (= 78 Stbr.) gesetzt; mithin waren 5 Silbergroschen 6: 78 = 13 Stbr., weswegen ein Fünfgroschenstück bis heute ein „Dreizehner“ genannt wird;  $2\frac{1}{2}$  Sgr. oder  $\frac{1}{2}$  Dreizehner wir auch häufig Kastemännchen genannt, weil der berliner Thaler früher auch wohl Kastenthaler genannt wurde, wahrscheinlich verdorben aus Kassenthaler. Wenn unsere Fuhrleute früher nach Werl fuhren um Salz zu holen, so mußten sie solches Geld haben, was an der dortigen Kasse angenommen wurde, nämlich preußisches.

Erst gegen 1830 wurden alle Stüber und Blafferte, Fettmännchen und Schuhlappen, Füsse und Heller zc. eingezogen und umgeschmolzen, und wenn das Volk auch für einige besonders schöne Münzen eine große Anhänglichkeit hatte, so war man doch froh, aus all der Verwirrung herauszukommen. Es war gewiß keine Kleinigkeit sich in einem solchen Wirrwarr zurecht zu finden, denn erstlich gab es eine große Menge verschiedener Münzsorten und dann coursirten von derselben Sorte Münzen des verschiedenartigsten Gepräges. Dennoch wußte Jedermann den Werth einer jeden Münze so genau, daß die alten Leute auch heute noch diese Angaben schnell und mit großer Bestimmtheit zu machen wissen. Vielleicht datirt es sich von daher, daß die Bergischen so leidenschaftliche Rechner sind wie wohl kaum die Glieder eines andern deutschen Stammes; auch wird man wohl schwerlich eine andere deutsche Gegend finden, wo die Redensart: „wat rengt (rentet) mich dat?“ oder nur eine ähnliche so häufig wiederkehrt, als bei uns. — Es sei schließlich bemerkt, daß die hier gemachten Angaben größtentheils nach den Mittheilungen alter Männer aufgeschrieben worden sind und Rectificirungen dankbar angenommen werden.

Nach Vollendung vorstehender Arbeit kam mir das ehemals so berühmte Schürmann'sche Rechenbuch zur Hand, und zwar die Ausgabe von 1830. Da bis dahin die alten Münzen noch in Umlauf waren und das Volk durchgehends noch seine Berechnungen darnach machte, so enthält dieses Buch sehr viele Angaben über die früheren bergischen Münzverhältnisse. Schürmann war zudem Lehrer in Renscheid. Sein Buch ist ziemlich selten geworden und glaube ich, Allen denen, die sich für unser ehemaliges Münzwesen interessieren, einen Dienst zu erweisen, wenn ich das hierauf Bezügliche folgen lasse.

Jülich, Cleve, Berg. — Vormals.

Rthlr.	Reichsort.	Schill.	Blaff.	Stbr.	Albus.	Füchse.	Hell.
1	= 4	= 8	= 20	= 60	= 80	= 240	= 960
	1	= 2	= 5	= 15	= 20	= 60	= 240
		1	= $2\frac{1}{2}$	= $7\frac{1}{2}$	= 10	= 30	= 120
			zc.	zc.			

Vormals galt hier 1 franz. Kronenthlr. 110 Stbr. edictmäßig, jetzt 122 Stbr. cour.; — 1 brabant. Kronenthlr. 108 Stbr. edictmäßig, jetzt  $120\frac{1}{2}$  Stbr. cour.

## 2. Vom Münzfuß.

Der Münzfuß ist in Deutschland von alten Zeiten her vielen Veränderungen unterworfen gewesen. Von den vielen Münzordnungen der deutschen Kaiser und Reichsfürsten merken wir hier nur den neuesten, nämlich den Conventionsfuß, zu welchem sich nach dem siebenjährigen Kriege 1763

und besonders im Jahre 1765, die meisten Fürsten des deutschen Reiches vereinigten. Nach diesem Münzfuß soll die köln. Mark feines Silber zu 20 Gulden oder  $13\frac{1}{3}$  Rthlr. ausgemünzt werden, daher wird er auch der Zwanzigguldenfuß genannt. Die Conventionsthaler, welche seit dem Jahre 1750 und späterhin, auch wohl mit der ausdrücklichen Umschrift: X eine feine Mark geprägt worden sind, gelten nach diesem Münzfuß 2 Gulden oder  $1\frac{1}{3}$  Rthlr.

Nach der Zeit ist in verschiedenen Ländern der 24-Guldenfuß eingeführt, das ist: die Mark feines Silber zu 24 Gulden oder 16 Rthlr. geschätzt worden. Diesem zufolge gilt der Conothlr.  $2\frac{3}{5}$  Gulden oder  $1\frac{4}{5}$  Rthlr.; der franz. Kronenthlr.  $1\frac{5}{8}$  Rthlr., der Carolin  $7\frac{1}{3}$  Rthlr. und der Ducate  $3\frac{1}{3}$  Rthlr. und diesen Werth pflegt man edictmäßig, auch wohl den Frankfurter Cours zu nennen.

Das Publikum fing endlich an, hier und in mehreren anderen Ländern, im Handel und Wandel den 25-Guldenfuß einzuführen und gab demnach den Conothlr. zu  $1\frac{11}{12}$  Rthlr. aus; daher wird dieser Werth Courant genannt.

## Fastenmandat für die Erzdiocese Köln.

I. Das Fastengebot, welches nur einmalige volle Mahlzeit und einmalige Collation zuläßt, anderweitigen Genuß von Speisen aber ausschließt, bleibt bestehen

1. an allen Tagen der vierzigtägigen Fastenzeit, mit Ausnahme der Sonntage;
2. an den Mittwochen, Freitagen und Samstagen der Quatemberzeiten, und
3. an den Vigilien vor den Festen:
  - a. Pfingsten und Weihnachten, b. der heiligen Apostel Petrus und Paulus, den 28. Juni c., c. der Himmelfahrt Mariä, den 19. August c., d. Allerheiligen, den 30. October c., welche jedes Mal am vorhergehenden Sonntag von der Kanzel zu verkünden sind.

II. Das Abstinenzgebot, welches zur gänzlichen Enthaltung von Fleischspeisen verpflichtet, bleibt bestehen am Aschermittwoch, grünen Donnerstag, Charfsamstag und an allen Freitagen des Jahres, sowie auch an den Vigilien vor Pfingsten und Weihnachten.

III. An allen übrigen Tagen wird der Genuß von Fleischspeisen gestattet, jedoch mit der Beschränkung, daß an allen Fasttagen nur bei der Hauptmahlzeit der Genuß von Fleisch erlaubt und an denselben,

sowie auch an den Sonntagen der Fastenzeit, der gleichzeitige Genuß von Fleisch- und Fisch-Speisen bei derselben Mahlzeit verboten bleibt.

IV. Geschmolzenes Fett, fettes Gemüse und Brühe dürfen, mit Ausnahme der drei letzten Tage der Charwoche, an allen andern Tagen und zwar auch zugleich mit Fischspeisen genossen werden.

V. In Betreff aller im Dienst stehenden Militair-Personen behält es bei der früher ertheilten Dispense, wonach denselben mit Ausnahme des heiligen Charfreitags die Abstinenz gänzlich nachgelassen ist, bis auf Weiteres sein Bewenden. In derselben Weise wird den Gast- und Speise-Wirthen gestattet, Fleischspeisen vorzusetzen, und den Gästen, sie zu genießen. Auch wird denjenigen Gast- und Speise-Wirthen, welche keinen von dem der Gäste verschiedenen Tisch führen, dieselbe Dispens ertheilt, sowie auch denjenigen Handlungsdienern, Gefellen, Lehrlingen, Arbeitern, Tagelöhnern und Dienstboten, welche von ihren nichtkatholischen Herrschaften beköstigt werden und keine Fastenspeise erhalten. Jedoch soll durch diese Dispensen einer absichtlichen Umgehung des Abstinenzgebotes kein Vorschub geleistet werden.

VI. Diejenigen, welche das einundzwanzigste Lebensjahr noch nicht zurückgelegt haben, so wie die Arbeiter, Tagelöhner und Dienstboten, insofern sie mit schweren Arbeiten belastet sind, dürfen zwar an Fasttagen mehrmals im Tage je nach Bedürfniß Speise genießen, bleiben aber zur Beobachtung des Abstinenzgebotes in der gewöhnlichen Weise verpflichtet.

VII. Allen Pfarrern und Beichtvätern ertheilen wir die Befugniß, in einzelnen Fällen, wo es nöthig erscheint, und nicht etwa blos die Scheu vor der Abtödtung es verlangt, das Fasten- und Abstinenzgebot je nach dem Maße des Bedürfnisses ganz oder theilweise zu erlassen, oder in ein anderes frommes Werk zu verwandeln, namentlich in Betreff der Armen und Nothleidenden, sowie überhaupt hinsichtlich der in ihrem Hauswesen Bedrängten. Kranke und Schwache haben sich hinsichtlich des Fasten- und Abstinenzgebotes nach der Vorschrift ihres Arztes zu richten.

VIII. Mit Rücksicht auf die nachgelassene Strenge des ursprünglichen Fastengebotes sollen alle Gläubigen, welche es vermögen, ein beliebiges Almosen — je nach ihrem guten Willen und Vermögen — in die zu diesem Behufe in allen Kirchen der Erzdiöcese anzubringenden Büchsen mit der Aufschrift: „Fasten-Almosen“ während der heiligen Fastenzeit niederlegen. Wer nicht im Stande ist, ein solches Almosen zu entrichten, soll an allen Sonntagen der heiligen Fasten-

zeit die Litanei vom Leiden Christi beten für das Anliegen der Kirche. Das Fasten=Almosen wird zur Bildung guter Priester sowie zur Unterstützung dürftiger Priester verwendet und der Ertrag sowohl als die Verwendung künftig in geeigneter Weise bekannt gemacht werden.

IX. Die österliche Zeit beginnt mit Palm=Sonntag und dauert bis zum Sonntage nach Christi=Himmelfahrt einschließlich. Innerhalb dieser Frist soll in allen Pfarr=Gemeinden die öffentliche Feier der ersten heiligen Communion stattfinden. Wir sprechen wiederholt den dringenden Wunsch aus, es möge die in vielen Pfarreien von seeleneifrigen Hirten bereits eingeführte vortreffliche Gewohnheit, daß die der Schule entlassenen Jünglinge und Jungfrauen noch zwei bis drei Jahre lang regelmäßig alle Monate oder, wo das nicht möglich ist, alle zwei Monate nach vorgängiger Verkündigung von der Kanzel gemeinschaftlich die heilige Communion empfangen, und regelmäßig den sonntäglichen Christenlehren beiwohnen, überall Eingang und Verbreitung finden, damit so die gnadenreichen Früchte der heiligen Communion und des genossenen Unterrichts dauerhaft erhalten, und in der gefahrvollsten Zeit des Lebens durch den öftern Genuß des himmlischen Brodes Unschuld und Tugend beschützt und befestigt werden.

X. Während der sogenannten geschlossenen Zeit, d. h. vom Ascher=Mittwoch bis zum ersten Sonntage nach Ostern und vom ersten Advent=Sonntage bis zum Feste der Erscheinung des Herrn einschließlich, dürfen keine Hochzeiten stattfinden. Während der Fasten= und Advent=Zeit sollen sich die Gläubigen auch von öffentlichen Lustbarkeiten, insbesondere von Tanzlustbarkeiten, enthalten.

XI. Die seither vorgeschriebenen Gebete, welche in und nach der heiligen Messe zu verrichten sind, sollen fort dauern; auch sind die angeordneten Freitags=Andachten zum heiligen Herzen Jesu bis zum Widerruf fortzusetzen; sie können während der Fastenzeit auch an den Sonntagen gehalten werden.

---